Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 44 (1966-1967)

Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

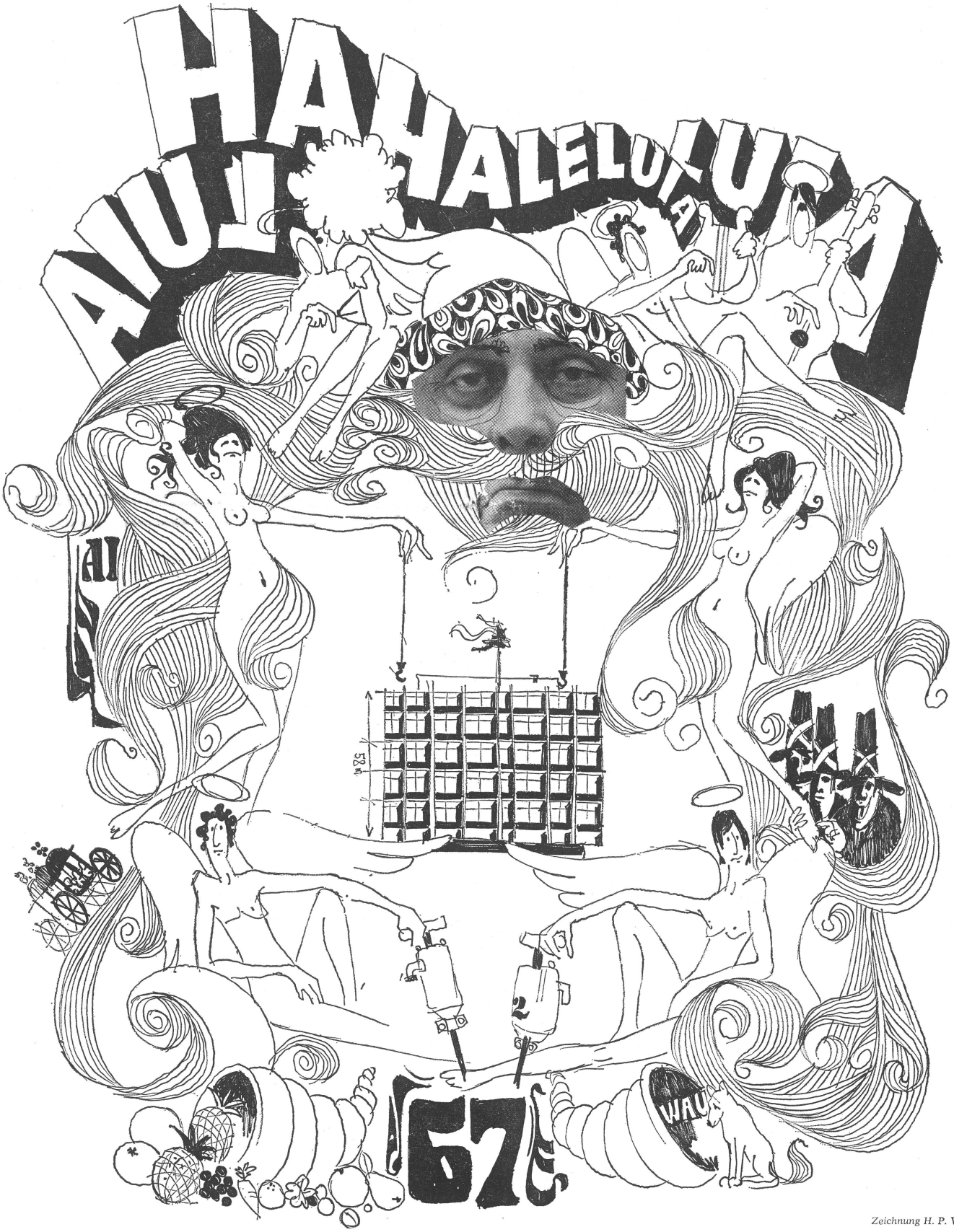
A. Z. Zürich 1 8001 Zürich 44. Jahrgang Nr. 6 Dezember 1966 Achtmal jährlich

37/20

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Georg Kohler / Markus Mäder (Uni) Xaver Achermann / Urs Rüegg (Poly)	Universitätstr. 18, 8006 Zürich, Telephon 47 75 30 Auflage 14 000 Redaktionsschluss Nr. 7: 12. Januar 1967	Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich	Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telephon 23 83 83



Zeichnung H. P. Weiss

Schlamassel im VSS

Der Verband der Schweizerischen Studentenschaften (VSS) hat den Auftrag, alle schweizerischen Hochschulstudenten und ihre Interessen nach aussen zu vertreten. Das es skandalös wäre, weiterhin zu verschweigen, wie er dies gegenwärtig tut, ist es dringend nötig, nachstehende Tatsachen zu veröffentlichen.

Mitheulen im internationalen Protestgeschrei

fgn – Die am 45. Jahreskongress des VSS 1964 in Liestal definierte allgemeine Grundhaltung in internationalen Fragen beauftragt den Vorstand des VSS, die Grundrechte des *Studenten* auch auf internationaler Ebene zu verteidigen und sich im übrigen *jeder anderen Stellungnahme über politische Fragen zu enthalten.* An der VSS-Generalversammlung im Juni dieses Jahres in Biel hat die Studentenschaft der Universität Zürich schärfstens dagegen protestiert, dass der VSS diesen verbindlichen Auftrag gröblich missachtet habe, und vom VSS-Vorstand, insbesondere vom Vizepräsident für Internationales, die klare Zusicherung verlangt, dass er sich in Zukunft strikte an diese Weisung halte. Was ist inzwischen passiert?

An der 12. Internationalen Studentenkonferenz (ISC) vom 17. bis 27. August in Nairobi haben der Präsident des VSS (Théodore Buss) und der Vizepräsident für Internationales (Christoph Steinlin) einer Fülle von Motionen mit zum Teil eindeutig politischem Inhalt im Namen des VSS zugestimmt. So zum Beispiel über den Rückzug der britischen Truppen aus Aden, die Demokratie in Marokko, die Wahlen in der Dominikanischen Republik, Südwestafrika etc. Ja, es wurde sogar im Namen der Schweizer Studenten zur Anwendung von Gewalt (!) gegen die Regierung Smith in Rhodesien aufgerufen! Müssen wir dieses Geschrei internationaler »Studenten«-Politik mitmachen? Heisst das die Interessen der Schweizer Studenten vertreten? Hält man sich so an eine klar erteilte Weisung?

Endlose Theaterskandale

Das die Schweizer Studenten und unser Land überhaupt beschämende Bild, das der Vizepräsident für Kulturelles des VSS (Robert Ruoff) mit seiner kurzfristigen Ausladung einer polnischen Ballett- und Folkloregruppe von ca. fünfzig Personen gemacht hat, braucht hier nicht mehr erörtert zu werden. Die Leser des »Zürcher Studenten« kennen die Geschichte aus dem offenen Brief von Thomas Held in der letzten Nummer. Was man aber nicht weiss: Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich. Und ist wenn möglich noch übler: Auf offiziellem VSS-Papier und mit seiner Unterschrift als Vizepräsident für Kulturelles des VSS hat Robert Ruoff, ohne einen Vertrag abzuschliessen und ohne überhaupt einen entsprechenden Auftrag des VSS-Vorstandes zu haben (!), das Kabarett-Ensemble »Die Hammersänger« von der Freien Universität Berlin zu einer Tournee in den schweizerischen Hochschulstädten eingeladen. Die Organisation hätte der – nicht funktionierende – Verband der Schweizerischen Studententheater (VSST) übernehmen sollen. Die »Hammersänger« kommen, im guten Glauben und Vertrauen auf die sprichwörtlich schweizerische Zuverlässigkeit. In den wenigsten Hochschulstädten ist etwas vorbereitet, eine Bühne bestellt etc., in St. Gallen habe an jenem Abend, für den die Aufführung geplant war, im vorgesehenen Saal ein anderes Ensemble gespielt! Die »Hammersänger« verlangen vom VSS Schadenersatz, drohen zu Recht mit einem Zivilprozess und Veröffentlichung des Skandals im »Spiegel«. Vom VSST keine Spur. Im letzten Moment springt das Zürcher (!) Studententheater ein und übernimmt die Organisation, nachdem der VSS ihm in einem Darlehensvertrag die nötigsten Mittel zur Verfügung gestellt hat. Man fragt sich: Brauchen wir überhaupt eine gesamtschweizerische »Studentenkulturpolitik«? Brauchen wir überhaupt ein Ressort »Kulturelles« im Nationalverband? Die Frage stellen, heisst sie beantworten.

Nachsatz der Redaktion: Bereits am 2. Februar 1966 hat *fgn* in der NZZ dem VSST eine Totgeburt vorausgesagt, worauf der VSS Zeter und Mordio schrie und einen erbosten Brief an die Redaktion der NZZ schrieb . . .

Stümperei in brennenden Hochschulproblemen

Der VSS sollte sich demnächst im Namen der Schweizer Studenten gegenüber dem Bundesrat zur endgültigen Regelung der Bundeshilfe an die Hochschulkantone für deren Ausgaben für ihre Hochschulen äussern. Da hier auch die aktuelle Frage der Koordination unter den Hochschulen zur Diskussion stehen wird, haben die einzelnen Studentenschaften dem VSS den präzisen Auftrag gegeben, die die Studenten vor allem interessierenden Fragen *der gegenseitigen Anerkennung von abgelegten Semestern, Vorprüfungen und Diplomen* in Zusammenarbeit mit den Fakultätsvertretern zu studieren. Dabei soll die akademische Freiheit möglichst gewahrt und nicht durch weitere Reglemente, Prüfungen und bis ins Detail ausgearbeitete Normalstudienpläne endgültig zugrunde gerichtet werden. Dies ist unser ureigenstes Problem, während sich mit der Koordination der Finanzen und des Ausbaus der Hochschulen die eidgenössischen Räte, das Departement des Innern, die kantonalen Erziehungsdirektionen, der Wissenschaftsrat, die Rektorenkonferenz und die Hochschulbehörden zur Genüge befassen. Dort jedoch sind wir direkt betroffen und könnten auch einen Einfluss haben. Was aber tut der VSS?

Er schickt eine »Wanderkommission« ins Land, die in jeder Hochschule Erhebungen machen soll über die Situation an den Universitäten, über den zu erwartenden Bedarf, über den geplanten Ausbau und die Meinungen der entsprechenden Hochschulbehörden, um dann mit seiner Kritik einzusetzen. Als ob wir hier überhaupt kompetent und mit Einfluss mitsprechen könnten, als ob er nie von einem Bericht Labhardt gehört hätte, in dem dies umfassender und besser gemacht worden ist, als der VSS es je könnte. Wenn wir Studenten hier etwas vermögen, dann höchstens über die lokalen Studentenschaften. Auf dem Hönggerberg und auf dem Strickhof hat der VSS keinen Auftrag!

Alles mit unserem Geld!

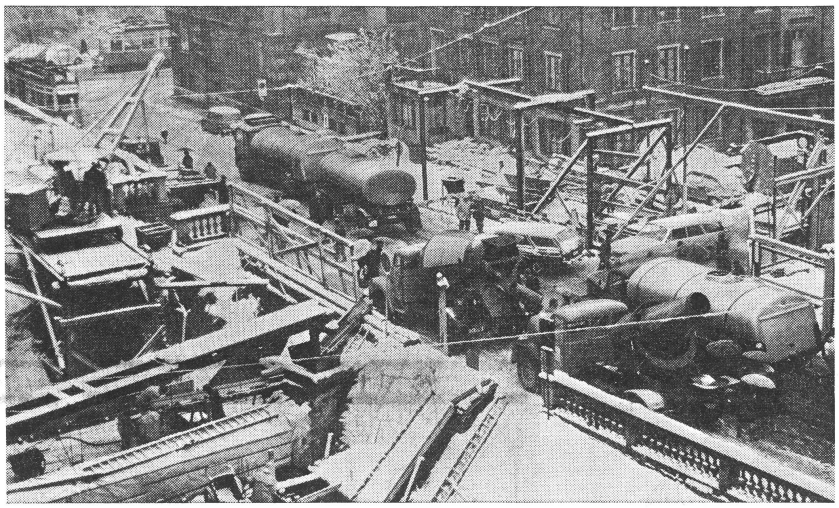
In Zürich studieren mehr als ein Drittel aller Studenten der Schweiz. Und jeder zahlt jedes Semester einen Franken an den VSS. Es sind im Jahr *über 20 000 Fr.*, die von der Studentenschaft der Universität Zürich und vom VSETH an den VSS gehen. Es ist *unser Geld*, mit dem das Mitheulen im internationalen »Studenten«-Protestgeschrei, die Theaterskandale und die Stümperei in den Hochschulproblemen finanziert werden. Der Beitrag an den VSS ist der grösste Ausgabenposten in der Rechnung der Studentenschaft.

Wie soll das weitergehen?

Schimpfen über das, was geschehen ist, hilft nicht viel. Es gilt, die Konsequenzen für die Zukunft zu ziehen. Hier gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Die Zürcher Studentenschaften treten aus dem VSS aus, sparen sich das verschleuderte Geld und lösen ihre Probleme selber. Oder: *Man sorgt endlich dafür, dass der VSS die Aufgaben erfüllt, und nur die, die ihm aufgetragen werden!* Es gibt solche, obwohl es nur wenige sind. Bei einer *rigorosen Beschränkung auf die wesentlichen Aufgaben* kann der VSS sinnvoll und fruchtbar arbeiten. So unternimmt eben jetzt der Vizepräsident des VSS, Jürg Marti (Universität Zürich), eine Aktion bei den eidgenössischen Räten, die in der laufenden Session zu beschliessen haben, ob die Bücher erneut mit der Warenumsatzsteuer belastet werden sollen oder weiterhin auf der Freiliste bleiben. (Der Vizepräsident für Soziales, François Nordmann, der diese Aufgabe eigentlich erfüllen sollte, ist zurückgetreten mit der Begründung, die ihm von der Generalversammlung aufgetragenen Pflichten entsprächen nicht seinen Wünschen!)

Wir dürfen unserem Zürcher Vertreter überhaupt dankbar sein, für seine pflichtbewusste und aufopfernde und dabei wenig befriedigende Tätigkeit im VSS. Nur eben: Die Stimme *eines* Vernünftigen geht unter im Chor der andern.

Hier liegt denn auch die zweite Möglichkeit einer Lösung: Nachdem die beiden Zürcher Sektionen mit ihrem ganzen Gewicht am kommenden VSS-Jahreskongress in La Chaux-de-Fonds den VSS zwingen, nun endlich das zu tun, was er zu tun hat, gilt es auch, an seine Spitze Leute zu stellen, die sehen, worum es geht, und welche die Fähigkeit haben, die gegebenen Aufträge zu erfüllen!



ETH-Baugrube an der Tannenstrasse: Es stocken Verkehr . . . und Kredite.

ETH: Beschränkung des Bauvolumens 1967

xa – »Nümme pressiere!« sollen sich die Bauarbeiter auf der zukünftigen ETH-Aussenstation Hönggerberg spontan zugerufen haben, nachdem am Vortag der Bericht der Kommission Stocker veröffentlicht worden war. Mag dieser Ausruf auch ein noch so löbliches Interesse der Bauarbeiter an innenpolitischen Diskussionen beweisen, eine Kehrseite hat er trotzdem: Der dringend nötige Ausbau der ETH, der in letzter Zeit grosszügig vorangetrieben werden konnte, weil Volk und Volksvertreter offenbar der Forschung und der Wissenschaft ihre erstrangige nationale Bedeutung zuerkannten, wird, wenigstens im nächsten Jahr, nicht im geplanten Ausmass vorangetrieben werden können. Mehr als ein Viertel der ETH-Baukredite für das Jahr 1967 sind im bereits vom Nationalrat genehmigten Budget 1967 gestrichen worden.

Bekanntlich wurde im vergangenen März vom National- und Ständerat ein Kredit von rund 440 Mio. Franken für eine erste Ausbauetappe des ETH-Zentrums, der Aussenstation Hönggerberg und einiger der ETH angeschlossener Anstalten genehmigt. Dieser Kredit sollte innerhalb von fünf bis acht Jahren zur effektiven Verbauung freigegeben werden – ein kleiner Teil war allerdings bereits verbaut –, und zwar entsprechend der Kapazität des Baugewerbes und im Rahmen der Finanzlage des Bundes. Die Bauinspektion V, welcher die Ausführung aller ETH-Bauten obliegt, hatte für nächstes Jahr mit Ausgaben in der Höhe von 40 Mio. Franken gerechnet, im Budget 1967 wurde nun die Summe auf 29 Mio. Franken reduziert. Damit hat sie sich auf ein Minimalprogramm zu beschränken, und es bleibt ihr zur Zeit die sicher nicht leichte Aufgabe, weniger dringliche Projekte hintenanzusetzen, ohne dass damit Kollisionen mit weiteren Bauetappen oder gar erhebliche Mehrkosten bei schon begonnenen Bauten erwachsen.

In erster Linie werden deshalb, mit Ausnahme des dringendst notwendigen Instituts für Molekularbiologie auf dem Hönggerberg, wahrscheinlich keine neuen Bauarbeiten begonnen werden können. Unter anderem der Ausbau des ETH-Nordhofes, der Beginn der Arbeiten am Praktikumsgebäude, am grossen Hörsaaltrakt und damit auch an der Mensa auf dem Hönggerberg werden um ein Jahr verschoben. Alle begonnenen Arbeiten auf dem Hönggerberg, der Ausbau des Südhofes im Hauptgebäude, die Erweiterung des Fernheizkraftwerkes auf der einen und diejenige des Maschinenlaboratoriums auf der anderen Seite der Tannenstrasse wird so gut als möglich planmässig vorangetrieben. Wo in der Zwischenzeit doch noch genügend Platz für Unterricht und Forschung bereitgestellt werden könnte, erfordert einmal mehr Kopfzerbrechen der Verantwortlichen, nämlich der Koordinationsstelle, des Rektorats und der Bauinspektion.

Doch nicht genug der Kürzung für Baukredite! Auch der Kostenvoranschlag 1967 der Bauinspektion für verschiedene kleinere Bauten und Reparaturarbeiten, deren Kosten in der Regel 800 000 Franken nicht überschreiten, wurde erheblich »bereinigt«. Statt rund 5,4 Mio. wurden nur Projekte von ungefähr 4,5 Mio. Fr. budgetiert, indem verschiedene Kredite, z. B. jener für eine Erweiterung des Versuchsgutes für Tierzucht auf der Chamau, auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden! – Alles in allem: Die Bauarbeiter haben sich nächstes Jahr wahrhaftig weniger zu beeilen. Das bleibt um so bedenklicher, als man allgemein der Ueberzeugung ist, Eile wäre gerade im Ausbau unserer Hochschulen am Platz und nicht zuletzt deshalb um so mehr, weil es sich tatsächlich nur um einen Aufschub handeln kann.

Stipendien: Verantwortlich sind die Kantone

Die laufenden Ausgaben der ETH, welche sich im nächsten Jahr auf 55 Mio. Franken belaufen werden, wurden in den Vorbereitungen nur unwesentlich gekürzt. Die kleinen Abstriche an den Betriebsausgaben decken sich weitgehend mit der eingeschränkten Bautätigkeit. Im Budget war auch eine Kürzung der Bundesbeiträge an die Stipendien der ETH vorgesehen, welche aber letzten Donnerstag – nicht zuletzt durch überzeugendes Einschreiten der zuständigen Leute der ETH – vorläufig im Nationalrat rückgängig gemacht wurde. Seit einigen Jahren gewährt der Bund Stipendienbeiträge an die ETH, welche sich in den letzten zwei Jahren auf 600 000 Franken beliefen. Aus eigenen Fonds bezahlte die ETH im vergangenen Rechnungsjahr Stipendien von rund 900 000 Franken oder insgesamt 1,5 Mio. Franken. Der Bund versuchte, seinen Beitrag nun auf die Hälfte herabzusetzen, was bedeutet hätte, dass die ETH ihre Stipendienausschüttungen im nächsten Jahr um ein Fünftel hätte reduzieren müssen.

Dieses Vorgehen der Kommission Stocker, welche auch in diesem Punkte das Bundesbudget massgeblich beeinflusste, wurde begründet durch die neue Stipendienverordnung vom März 1965, nach welcher die Kantone Hauptvermittler der Stipendien sind. Der Bund erstattet den Kantonen je nach Massgabe ihrer Finanzkraft einen Teil der ausbezahlten Stipendien zurück. Dieses Jahr standen ihm dafür 5,5 Mio. Franken zur Verfügung, nächstes Jahr werden es sogar 9,5 Mio. Franken sein. Da aber auch die Kantone sukzessive ihre Stipendienkredite zu erhöhen haben, um in den vollen Genuss der Bundesbeiträge zu kommen, und nur recht wenige vorläufig dazu im Stande sind und da zudem mit der Zunahme der Studentenzahlen auch die Anzahl der Stipendiaten steigt, hätte sich gerade für die ETH-Studenten eine spürbare Reduktion der ohnehin nicht überdotierten Stipendien ergeben.

Es freut uns ganz besonders, dass im Nationalrat beschlossen wurde, trotz gespannter Finanzlage des Bundes, den Abbau dieser direkten Stipendienbeiträge an die ETH – wie geplant – erst nach angemessener Uebergangsfrist sukzessive erfolgen zu lassen. Es wäre mehr als nur schade, wenn der langdiskutierte Aufbau eines ausreichenden Stipendienwesens so kurzfristig gestört würde. Dürfen wir auch den Herren Ständeräten, schon im voraus dankbar, ein gleiches Vorgehen empfehlen?

SKI und Bindungen zu Engrospreisen!

Neininger, Carmenstrasse 53
Telephon (051) 47 78 08

Hickory 170.–
Metall 265.–/295.–
Fiberglas 250.–/390.–
Sicherheitsbindungen 65.– bis 95.–

Vermittlungsprovision: 10.– bis 20.–/Paar

Preise inkl. Bruchgarantie, Versicherung, Gratismontage, Hauslieferung (Zürich)

Frage an Prominente: Wie sag' ich's meinem Bürger

Im Anschluss an Franz Germanns Artikel, der im letzten »zürcher student« erschienen ist, wollen wir im folgenden eine Zusammenstellung verschiedener möglicher Pro-Uni-Werbemassnahmen vorschlagen. Wir haben verschiedene Leute gefragt, die tagtäglich mit Problemen der Hochschulpolitik konfrontiert werden, und haben uns ihre Ansichten und Ratschläge angehört. Es handelt sich um Fachleute der »Public Relations«, um Zeitungsleute, um Professoren und um Leute, welche sich unmittelbar mit Fragen und Problemen über Struktur und Aufbau der Hochschulen befassen.

Unsere Ideen, die im Laufe dieser Gespräche noch festere Umrisse annahmen, wurden sehr begrüsst, da – um mit einem Wort unseres Erziehungsdirektors zu sprechen – am gleichen Strick gezogen wird.

Der Ausgangspunkt unserer Frage ist zweckgerichtet, konkret. Er betrifft ein Thema, das für uns Studenten von entscheidender Bedeutung ist: Was kann man tun, um den Stimmbürger unseres Millionenkantons für Uni-Probleme mehr zu interessieren im Hinblick auf die kommenden Abstimmungen, die über die Finanzierung der dringend notwendigen Universitätsausbauten entscheiden sollen?

Bei der Erörterung dieser Frage mussten wir feststellen, dass wir immer wieder auf allgemeine Hochschulprobleme stiessen; eine Auswahl des Wichtigsten soll hier auch noch Platz finden.

Zuerst einleitende Ueberlegungen, wie sie uns von Edmond Tondeur im Laufe unseres Gespräches präsentiert wurden:

Entfremdung zweier Welten

Es besteht eine kaum anzuzweifelnde Unkenntnis, ja oft sogar Abneigung des Bürgers gegenüber der Universität. Dafür ist diese weitgehend selber verantwortlich. Die Hochschule hat sich aus einem falsch verstandenen Autonomiebegriff heraus zu wenig um unmittelbaren Kontakt mit der sie umgebenden Welt gekümmert, sie hat ihr eigenes Leben weitab vom Alltag des Nichtakademikers geführt; sie hat sich fast nie in der Oeffentlichkeit gezeigt, sie hat den Kontakt bewusst in einer »splendid isolation«-Haltung vernachlässigt. Also: hier die Hochschule, Stätte von Forschung und Bildung, dort die werktätige Realität, die Umwelt. Dieses falsch gelagerte Selbstbildnis führte zu einem Zerrbild in der Oeffentlichkeit und zu einer Kluft, die das gegenseitige Verständnis wesentlich erschwerte. Das in Hochschulkreisen oft gehörte Wort von dem »Ressentiment gegen die Uni« beruht also auf einer historisch gewachsenen Entfremdung. Beide Fronten stehen sich in bewusster Distanz gegenüber.

»Die Hochschule hat in den letzten 50 Jahren alles zum Gegenstand der Wissenschaft erhoben, nur nicht sich selbst; die Hochschule weiss über die Hochschule am wenigsten«, so sagt Edmond Tondeur. Weiter führt er aus (darauf hinweisend, dass seine Aussage zugleich die Meinung der massgebenden Politiker in Hochschulangelegenheiten ist): »Niemand der Hochschule selbst ist in der Lage, eine klare Konzeption für eine nächste neue Bildungsepoche vorzulegen.«

Aber, und dies ist der springende Punkt: die Hochschule weiss nicht nur von sich selber nichts, sie weiss auch wegen ihrer introvertierten Struktur nichts vom Volke. Glücklicherweise aber ist in Zürich vor kurzem ein Lehrstuhl für Sozialwissenschaften eingerichtet worden, einer Wissenschaft, die vielleicht die Universität dem Volk etwas näherbringen könnte.

Eine interne Umgestaltung ist also von primärer Notwendigkeit. Kurzfristig ist jedoch wenig zu ändern, hier kann nur langsam vorgegangen werden, das Ende ist noch in weiter Ferne und lässt noch länger als bis zur Stunde der Abstimmung auf sich warten.

Gedämpfte Konjunktur à la Bernoise

Durch die öffentliche Ausgabenpolitik (Konjunkturdämpfung), die eine allgemeine Verärgerung und ein gespanntes Klima in öffentlichen Finanzfragen hervorgerufen hat, ist der Bürger kritischer geworden und zeigt eine Tendenz zur Selektion in Sachen Abstimmungsvorlagen: »Lohnt es sich, diese Ausgabe zu machen auf Kosten einer anderen?« Hat er dann zu wählen zwischen Nationalstrassen, Gewässerschutz, Spital- und Schulbauten auf Volksschulebene einerseits und Universität anderseits, so zeigt er die Neigung, die seinen persönlichen Bereich direkt betreffenden Vorlagen (also die ersteren) den Uni-Plänen vorzuziehen, ohne sich der vollen Tragweite seiner Entscheidung bewusst zu sein. Dies ist ein weiterer Grund dafür, dass man sich in hochschulpolitischen Kreisen mit Recht Sorge macht, ob die Kredite, die in den nächsten Jahren fällig sein werden, durchgebracht werden können.

Die Hochschule ist Repräsentant der Bildungswelt. Die Bildungswelt ist nicht die Welt der Mehrheit der Stimmbürger. Diese aber sind es, welche bei Abstimmungen die Hochschule am Gängelband haben. Daher gilt es, ihnen plausibel zu machen, dass die Hochschule ebenso wichtig ist wie Nationalstrassen, Gewässerschutz etc. Es geht darum, der breiten Oeffentlichkeit klar zu machen, dass die Uni nicht nur Arbeitsstätte von Theoretikern, sondern vor allem Bildungsstätte für Praktiker ist, die mit ihrem erworbenen Wissen die Welt befruchten. Man muss die konkreten Vorteile erfassen und zeigen, nicht das Abstrakte. Es muss deutlich gemacht werden, dass die Uni eine der wichtigsten Voraussetzungen des schweizerischen Lebensgefüges ist. Ausserdem: ein Student ist nicht unbedingt ein Abkömmling von besser situierten Schichten, der sich das Studium leisten kann, sondern die Türen der Uni stehen für alle offen. Studieren ist nicht mehr ein Luxus für Privilegierte.

Regierungsrat Dr. W. König

Aus einem Telephongespräch mit dem Erziehungsdirektor des Kantons Zürich:

Einleitend stellt Dr. König fest: »Es ist ganz klar, dass Vorlagen für die Universität und für die Mittelschulen im Kt. Zürich einen steinigeren Boden haben als Vorlagen für ein Gemeindeschulhaus, und dass eine gewaltige Anstrengung erforderlich ist, um eine solche Vorlage durchzusetzen. Ich habe es deshalb auch sehr bedauert, wie Studenten seinerzeit Geschirr zerschlagen haben, als wir Mühe hatten, den Architekten in Sachen Mensa zu einer vernünftigen Lösung zu bringen. Damit macht man einen Haufen Goodwill kaputt, da doch die Mehrheit von Leuten, die stimmen, nie eine Gelegenheit gehabt haben, die Universität zu besuchen. Man sollte erwarten, dass die Studenten sich ihrer privilegierten (!) Situation, die sie geniessen, bewusst sind und dem auch Rechnung tragen, das heisst, dass sich die Studenten für alle diese Vorlagen, die sie betreffen, selbst einsetzen müssen.

Red.: Inwiefern?

K.: Es soll in der Familie und von Mann zu Mann Werbung betrieben werden; nur unmittelbarer persönlicher Kontakt kann hier helfen.

Red.: Was meinen Sie zu den Abstimmungsergebnissen beim Mensa- und beim Institutskredit, und sind Sie mit den Schlüssen, die Franz Germann daraus zieht, einverstanden?

K.: Die Resultate haben mich nicht sehr erschreckt. Der Mensakredit ist ja relativ sehr gut angenommen worden (41,7% Nein-Stimmen, Red.). Aber über die andere Vorlage hätte ursprünglich mit der Mensa-Vorlage zusammen abgestimmt werden sollen, doch wurde leider beschlossen, sie in eine zweite Runde hineinzunehmen. Das hatte den Nachteil, dass bei der zweiten Vorlage ein anderes Votum zur Abstimmung vorlag, nämlich die Alkoholinitiative, gegen die eine organisierte Opposition vorhanden war. Das beeinflusst automatisch die Nebenvorlage. Die relativ grosse Nein-Stimmenzahl (44,9%) ist also nicht so tragisch zu nehmen.

Red.: Wie kann man sich diese Beeinflussung erklären?

K.: Es gibt leider Leute, die den ganzen Zettel mit Nein ausfüllen. Wenn das Nein einmal im Griffel liegt, so wird es leicht auf alles übertragen. Man sagt sich dann leicht: Von dem verstehe ich ja sowieso nichts, von dem profitiere ich nichts. Das ist die psychologische Seite, das ist in der Demokratie so. Einzig Spitalvorlagen bilden eine Ausnahme.

Red.: An der Universität wurden verschiedene öffentliche Ausstellungen gemacht, die den Leuten die Probleme der Uni zeigen sollten. Ich glaube, dass leider in solche Ausstellungen vor allem Leute kommen, die sowieso sehr aufgeschlossen sind in Sachen Universität, die sowieso Ja stimmen werden.

K.: Ja, da haben Sie recht, doch hat sich das Fernsehen und das Radio auch für diese Ausstellungen interessiert.

Red.: Sie stellten sich vorher den Einsatz so vor, dass man in der Familie und im Bekanntenkreis werben sollte – was halten Sie von der Werbung über Massenmedien, z. B. eben über das Fernsehen?

K.: Das kann man sicher auch. Doch in der Familie schlägt die direkte Werbung allgemein gut ein. Ich erinnere an das Rämibühlprojekt: nach einem Vortrag, den ich vor Gymnasiasten hielt, konnten wir feststellen, dass daraufhin Werbung im Familienkreis einsetzte. – Auf der anderen Seite darf man die Augen nicht verschliessen vor dem Umstand, dass wir gegenwärtig in einem gespannten finanziellen Klima leben, was natürlich nicht dazu angetan ist, die Ausgabenfreudigkeit des Bürgers zu steigern. Im übrigen bin ich dem »Zürcher Studenten« dankbar dafür, wenn er mithilft. Das Verständnis für die Belange der Hochschule muss wieder gepflegt werden. Sie ziehen am gleichen Strick wie wir.

Red.: Ich glaube, die Bevölkerungsschicht, die am meisten ablehnen wird, ist die Landbevölkerung.

K.: Ja, der Boden ist dort etwas härter für solche Fragen, weil die Universität auch distanzmässig etwas weit weg ist. Im übrigen: Nehmt nichts zu tragisch, verliert wegen einer Abstimmung, die nicht ganz schön gerollt ist, die Nerven nicht. Hegt und pflanzt die Notwendigkeit des Ausbaus der Uni ins Gewissen der Leute ein.

Red.: Welches wird der nächste Uni-Kredit sein, der vorgelegt wird?

K.: Die Verlegung der landwirtschaftlichen Schule Strickhof in die Gegend von Kempthal. Auch hier sollen sich die Studenten vor den Wagen spannen lassen, denn erst durch diesen Kredit wird überhaupt das Land für die Uni frei. Erst dies erlaubt dann die Strickhof-Uni und genaue Detailprojektierungen.

Red.: Glauben Sie nicht, dass sich eventuell die wirtschaftliche Lage bis dann etwas entspannt hat?

K.: Ich weiss nicht, sicher, gegenwärtig ist die Kassenlage sehr angespannt, es ist aber durchaus möglich, dass das sich wieder verändert. Man soll deshalb den Glauben an die gute Sache nicht verlieren.

Red.: Ist es nicht möglich, dass ein Stimmbürger, der Nein stimmt, dies aus finanziellen Gründen tut, nämlich weil er befürchtet, mehr Steuern zahlen zu müssen – und nicht, weil er etwas direkt gegen die Uni hat?

K.: Ja, das schon. Es kommt noch hinzu, dass die öffentliche Hand im allgemeinen nicht sehr billig baut. Auch wenn man sich Mühe gibt, kostet es oft einfach ein wenig mehr, weil die Unternehmer die Gelegenheit wahrnehmen, die Tarife voll auszunutzen. Gegen das protestiert eben der Bürger von Zeit zu Zeit. Auch protestiert er gegen zu aufwendige Bauten. Wenn man wegen der Kosten eine Vorlage anficht, hat man zum Vornherein einen schönen Teil der Bürger auf seiner Seite, man findet immer Resonanz. Denken Sie nur ans Rämibühl: es gibt Leute, die machen auf diese Art persönliche Politik, um ihre Sessel wieder sicherzustellen. Doch das ist eine andere Geschichte . . .«

Edmond Tondeur

Publizist und Berater für Public Relations, Präsident des Redaktionsausschusses der schweizerischen Zeitschrift für Nachwuchs und Ausbildung.

Dieses wertvolle Interview wurde auf Band aufgenommen. Leider können wir nur einen kurzen Ausschnitt daraus wiedergeben.

Auf die Frage, wie weit sich der Bürger der Unerlässlichkeit der Universität schon bewusst sei, antwortet er:

»Heute geht eine zunehmend grosse Zahl von Jugendlichen zur Mittelschule. Das zeigt, dass auch in Kreisen, in denen vielleicht vor zehn Jahren noch nicht im entferntesten an eine Weiterbildung der Kinder gedacht wurde, das Eis taut, insbesondere das finanzielle Eis. Man kann sich's heute eher leisten, man ist nicht mehr so darauf angewiesen, dass der Sohn oder die Tochter schon bereits mit 16 den Lehrlingslohn heimbringt. Dass sich aus dem bereits eine andere Einstellung zur Bildung ergeben hat, bezweifle ich. Ich glaube nicht, dass die Mehrzahl der Stimmbürger realisiert hat, dass akademische Ausbildung, wie immer man sie auch sieht, ein Unterpfand unseres Wohlstandes ist, spätestens des Wohlstandes unserer Kinder.

Wegen der gleichen Schwierigkeiten haben wir heute in der ganzen Nachwuchs- und Bildungspolitik ein Chaos von Pseudoprognosen, von gefühlsmässiger Einschätzung und in breiten Kreisen bereits eine gegenläufige Bewegung, indem man sich sagt: ‚Hört doch auf, immer von diesem akademischen Nachwuchs zu reden, wir brauchen doch auch Leute, die die schmutzigen Arbeiten machen!' Dabei geht es ja nicht um eine Akademisierung unseres Volkes, sondern um ein Kaderproblem auf allen Tätigkeitsstufen unserer Gesellschaft. Das Kader können wir nur gewinnen durch eine verstärkte Ausbildung, eine akademische Ausbildung.«

Nach einer kritischen Stellungnahme zur vernachlässigten Kommunikation Hochschule–Oeffentlichkeit meint Tondeur:

»Gehen Sie zu unsern Professoren, auf die es ankommt, die Primadonnen, gehen Sie und stimmen Sie sie um, das bringt niemand fertig, doch von denen hängt es ab. Die Public Relations der Hochschule, wenn man so sagen darf, können nur durch die Exponenten der Hochschule selbst betrieben werden.

Das ganze Management einer Hochschule, das ja bereits bei Kleinstbetrieben von 100 Angestellten zu einer Wissenschaft erhoben wird, es ist nirgends. – Wir haben in Zürich ungefähr 11 000 Studierende. Diese Zahl gibt Probleme, die man schon mit der Führung einer grossen Fabrik vergleichen muss. Der Grundbedarf an Management ist von einer gewissen Grössenordnung an genau gleich, ob zehn- oder hunderttausend Beschäftigte, der Unterschied ist in dieser Beziehung nicht gross. Das alles zeugt von einem falschen Selbstverständnis der Hochschule. Das Echo darauf ist ein falsches Bild der Universität in der Oeffentlichkeit.

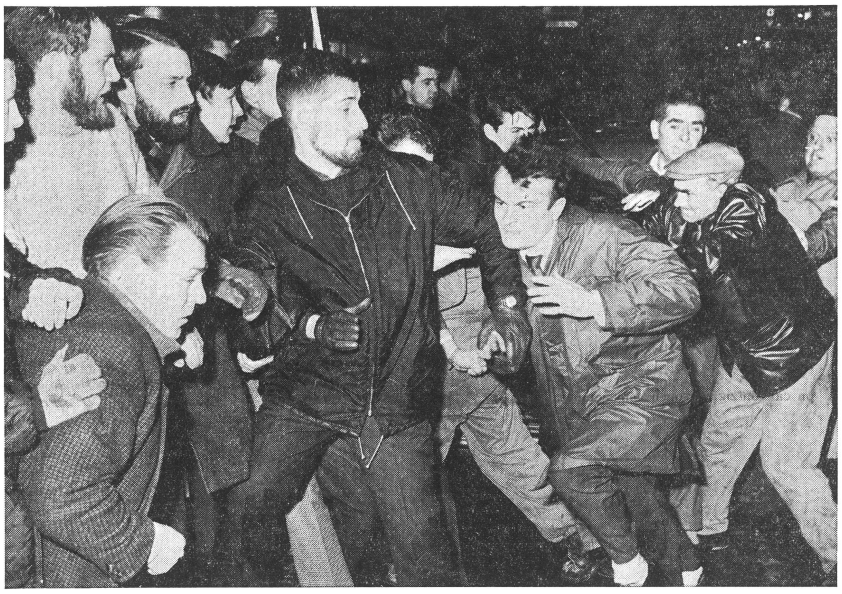
Red.: Wie kann man dieses Bild zugunsten der Uni korrigieren?

T.: Man muss nicht meinen, man könne kurzfristig durch aufklärende Massnahmen etwas am Verhältnis zwischen Oeffentlichkeit und Hochschule ändern, anderseits soll das nicht heissen, dass man überhaupt nichts tun kann. Will man in der Oeffentlichkeit etwas machen, so muss man ökonomisch vorgehen, in dem Sinn: Welche Bewusstseinsschicht, welchen Kreis von Leuten muss ich ansprechen? Das sind sicher ausserhalb der Hochschule die Leute, die einen grossen Einfluss auf die politische Meinungsbildung haben. Das sind Leute an der Spitze von Interessenverbänden, das sind Leute in der Wirtschaft, die grossen Einfluss auf die primären Weichenstellungen haben. Solche Leute kann man nur in persönlichen Kontakten erreichen. Die Leute, die sich dazu zur Verfügung stellen müssen, sind die Dozenten selbst.

Red.: Wie ist das mit dem Fernsehen?

T.: Eine Sendung des Schweizerischen Fernsehens erreicht zwischen vier- und sechshunderttausend Zuschauer. Wie könnten wir das Problem der Hochschulen auf die TV übertragen? Uebertragen in dem Sinne, dass man vom Zuschauer aus die Sache angeht: vielleicht den Lebenslauf von Hansli Meier,

Fortsetzung auf Seite 5



»Nehmt nichts zu tragisch, verliert die Nerven nicht.« (Dr. König)

Ein persönliches Schmuckstück ist der geheime Wunsch jeder Frau

Freude bringt eine Arbeit, die auch höhern Ansprüchen an die Form genügt. Sie finden eine schöne Auswahl zu erschwinglichen Preisen im Atelier:

ERNST DENNLER
GOLDSCHMIED SWB

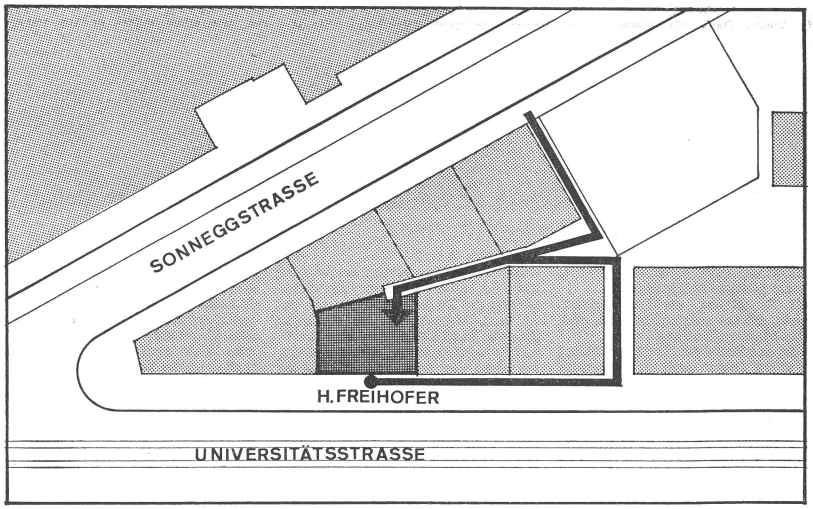
Haus Kino Radium, Mühlegasse 5, 2. Etage

«Coca-Cola» und «Coke» sind eingetragene Schutzmarken

Für die **Pause** die Normalflasche,
für **den grossen** Durst die elegante Grossflasche,
für zu **Hause** die vorteilhafte Familienflasche.

Refresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

H. Freihofer, Buchhandlung für Technik und Wissenschaft, Universitätstrasse 11, 8006 Zürich
Telephon (051) 47 08 33



Mitte November 1966

Wir bauen um!

Bis zur Fertigstellung unserer neuen, hellen und grossen Verkaufsräume im Erdgeschoss befindet sich unsere Buchhandlung für einige Zeit »unter der Erde«, genauer im Keller unseres Hauses. Wie Sie uns dort erreichen können, demonstriert Ihnen die oben wiedergegebene Skizze unseres Architekten. Es würde uns freuen, wenn Sie den kleinen Umweg nicht scheuen würden. Gern stehen wir Ihnen für Bestellungen und Fragen zur Verfügung.

Mit freundlichen Grüssen und bestem Dank für Ihr Verständnis

Buchhandlung Hans Freihofer

Ihr Besuch freut uns

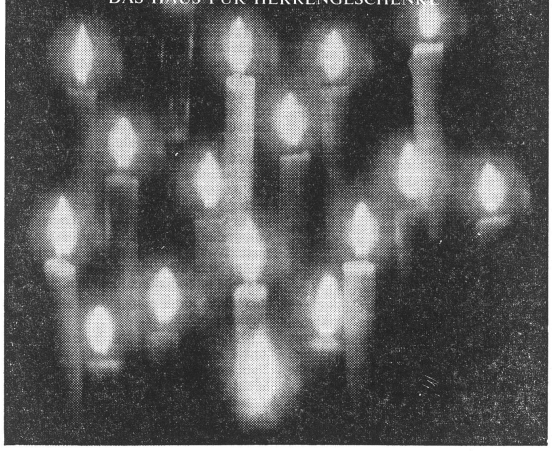
Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Grosse	Kirchgasse 14 (auch 1. Stock)
Olivenbaum	Stadelhoferstr. 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Verwöhnen Sie IHN mit einem Geschenk von Fein-Kaller...

Wenn Ihre Weihnachtsgeschenke die FEIN-KALLER-Etikette tragen, haben Sie die Gewissheit, echte und spontane Freude zu bereiten. Männer lieben nun einmal alle jene Dinge, für die sie eine praktische Verwendung finden: exklusive Hemden und Krawatten, herrlich bequeme Hausmäntel und Pyjamas, sportliche Jacken und Pullovers, aparte Manschettenknöpfe und Ledergürtel... Für kleine und grosse Wünsche finden Sie Geschenke mit einer ganz persönlichen Note — gerade das, was Männer so sehr schätzen.

Fein-Kaller
DAS HAUS FÜR HERRENGESCHENKE



ZÜRICH Bahnhofstrasse 84 Sihlporte-Talstrasse 82
Central, Limmatquai 138 Boutique: Uraniastrasse 22
Zürich-Oerlikon: im Bauhof

Besuchen Sie unseren Young Men's Shop in der 1. Etage unseres Geschäftes an der Sihlporte

ETH-Tag 1966

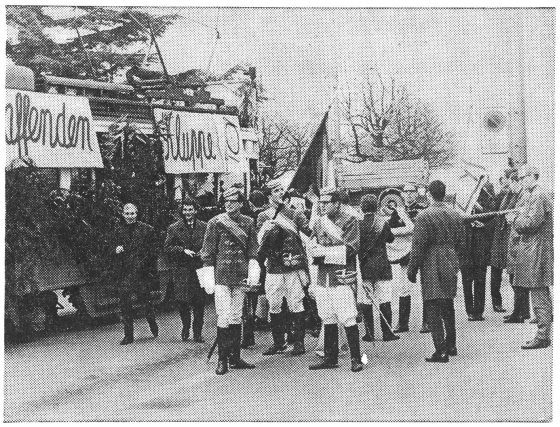
Programmgemässes und anderes

xa. – Es begann wie alljährlich offiziell. Steifbehutete, Schwarzbefrackte, Ehrengäste, Ehrendoktoren und Studenten füllten die heiligen Hallen. In angemessener Würde wurde der Geburtstag der einzigen eidgenössischen Hochschule begangen. Nicht dass die Atmosphäre steif war, keineswegs, der Rektor, Dr. Leibundgut, sorgte in seiner loyalen Art für einen freundlichen Ablauf aller »Sachgeschäfte«, und selbst ein so schwieriges Traktandum wie die Verleihung der von der GEP (Gemeinschaft ehemaliger Polyaner) gestifteten Amtskette für den Rektor verlief so ungezwungen und witzig, dass es neben der Ansprache des Rektors ein wohl andersgearteter, aber eben doch ein Höhepunkt war. Trotzdem blieb es vorerst offiziell. Wohlgezielt photographierten Kameras, hörten Mikrophone und notierten Schreibwerkzeuge die nationalen Ereignisse wie seit eh und je, und alle Anwesenden, Verdientere auf den Ehrenplätzen im Hof, Jugendlichere auf den Estraden, waren sich der Bedeutung dieses Augenblicks voll und gerne bewusst und fanden, obwohl verschieden in Alter, Amt und Würde, zumindest im Schlussakkord, dem »Gaudeamus igitur«, in altbekannter grossartiger Einstimmigkeit zusammen.

Was folgte, war neu, grell beleuchtet vom Tageslicht und akustisch zerfetzt von unheiligen Klängen einer Jazzband. Vor dem Haupteingang der ETH warteten nämlich ganz überraschend buntdekorierte, lotterige Tramwagen der VBZ auf Ehrengäste und Professoren, um sie gemeinsam zum grossen Mittagsmahl ins Kongresshaus zu fahren. Scharen von Studenten bildeten lachend Spalier, und alle Hochgeehrten, denen der Schock zutiefst in die Knochen gefahren war, fanden lösende Erfrischung beim reichlich ausgeschenkten Aperitif, und selbst der letzte war allerbester Laune, als die quietschenden Trams schon losgefahren waren, bevor er überhaupt wusste, wie ihm geschah. – So schnell, wie der Spuk aufgetaucht war, war er auch schon wieder weggefahren – und liess auf beiden Seiten der Strasse nur grossäugige, kopfschüttelnde Passanten zurück.

Im ersten Augenblick schien das Ganze, im Verhältnis zum Vorangegangenen, beinahe blasphemisch, ja eine kleine Sünde. Sie blieb es eigentlich auch, denn männiglich empfand das ganze Vorgehen allsogleich höchst aufregend, angenehm und lustbringend in der Durchführung – und sofern man Augenzeugen glauben darf, stellte sich am späteren Nachmittag selbst der ernüchternde Seelenjammer da und dort ein, zumindest bei den schuldvollen Veranstaltern, die bis zur letzten Bratwurst auf der Polyterrasse ausharrten . . .

Aus historischer Ferne betrachtet, war es eigentlich gar keine Sünde, sondern schlicht und einfach erstmals ein ETH-Tag von Professoren *und* Studenten.



Rektor Dr. Leibundgut als Mannequin seiner Würde hat Freude an seinen Studenten und ihrem Jazz.

Fortsetzung von Seite 3

Frage an Prominente: Wie sag' ich's meinem Bürger

wie er zu einem leistungsfähigen Glied der Gesellschaft im Jahre 2000 wird.

Red.: Eine andere Frage: Glauben Sie nicht, dass gerade die Höhe der Kredite die Leute eher zu einem Nein bewegt?

T.: Die Höhe der Kredite zwingt uns, Relationen herauszustellen; wir müssen sie umsetzen können in Grössenordnungen, die dem Einzelnen wieder zugänglich sind. Wir müssen zeigen, dass Bildungsinvestitionen Investitionen für den Wohlstand der nächsten Generation sind, ja sogar schon für uns selbst. Man muss zeigen, wieviel ein Arbeitsplatz in der Wirtschaft schliesslich auch kostet, nämlich für einen qualifizierten Facharbeiter bis zu 500 000 Fr. an Investitionen. Die Beträge müssen gedeutet werden.

Red.: Ich glaube, es dreht sich im weitesten Sinne darum, die Bevölkerungskreise auf dem Lande und die Arbeiter zu erreichen. Wie kann man sie erreichen, ist hier das Fernsehen das Geeignetste?

T.: Ich möchte warnen davor, dass man meint, das Fernsehen könnte diese Probleme lösen, wegen seiner breiten Streuung. Zweifellos ist das Fernsehen stark in seiner Informationsleistung, doch wissen wir auch ziemlich zuverlässig, dass die TV eine geringe Tiefenwirkung hat. Die Tiefenwirkung einer solchen propagandistischen Aktion ist sicher eine geringe. Das Fernsehen ist, wie gesagt, ein sehr wertvolles Mittel, um die Lage darzustellen, also Informationen zu geben. Eminent wichtig ist aber das Zusammenkommen mit den Leuten. Das kann im Rahmen von Volkshochschulen geschehen, was an und für sich kein schlechter Brükkenschlag gewesen ist zwischen Hochschule und Oeffentlichkeit. Das kann aber auch passieren im Rahmen von Veranstaltungen, wie sie in Freiburg im Breisgau durchgeführt worden sind.

Red.: Sehr gut, sehr gute Idee!

T.: Veranstaltungen, bei denen die Studenten in eigener Sache in die ländlichen Gegenden zogen, um der Bevölkerung die Uni näher zu bringen. Es ist ganz erstaunlich, wie die jahrhundertealten Vorurteile des Ungebildeten gegenüber den Gebildeten weggeschwemmt wurden durch diese Begegnung. An persönliche Kontakte muss man also denken. In Ihrer Zeitung wurde ja auch darüber berichtet (vgl. Nr. 1 dieses Jahrgangs).

Red.: Es wäre schön, wenn man eine ähnliche Aktion der Zürcher Studenten durchführen könnte, eine Art Propagandafeldzug.

T.: Ja, ich wundere mich, warum dieses Experiment noch nie gemacht wurde. Es wäre für beide Teile sicher kurzweilig. Geht zu den Bauern in die Zürcher Landschaft!

Red.: Für diese gute Idee sind wir Ihnen sehr dankbar, hoffentlich lässt sich da etwas konkretisieren. – Um noch andere Mittel zu nennen: was halten Sie von der Presse?

T.: Die Presse liefert bereits quantitativ sehr viel.

Red.: Ja, und wer liest diese Presse, die über Hochschulprobleme berichtet? Sicher schon solche, die in diesen Fragen aufgeschlossen denken.

T.: Ja, die Presse ist vor allem ein Informationsmittel für die ohnehin Informierten. Die Presse kann nicht fehlende Elementarbildung und fehlende Elementarkenntnisse wettmachen.

Red.: Vielen Dank für dieses interessante Interview. Ganz besonders für die hoffentlich einschlagende Idee der persönlich organisierten Werbung in kleinen Gruppen.

Dr. Rolf Deppeler

Universitätssekretär der Universität Bern, Redaktor der »Schweizerischen Zeitschrift für Nachwuchs und Ausbildung«.

Red.: Herr Doktor, vielleicht haben Sie eine Idee, mit welchen Mitteln man die Wählerschaft für Uni-Sachen interessieren kann?

D.: Ich möchte vorausschicken, dass es bei uns sehr schwierig ist, vorausblikkend zu planen, weil die Stimmbürger meistens erst zu spät die dringende Notwendigkeit gewisser Vorlagen bemerken. Ich glaube, man muss deshalb dauernd in die gleiche Kerbe hauen, das heisst, man muss die ganze Einstellung gegenüber dem Bildungswesen auffrischen. Man sollte dem Volk eine Einspritzung geben über die Notwendigkeit der Bildung in der modernen Industriegesellschaft. Das Volk sieht die Notwendigkeit noch lange nicht ein, es meint oft, die Universität sei ein Hobby von gewissen Leuten, die nicht werktätig sind. Der »Bildungsnotstand« ist für die meisten Leute ein zu abstrakter Begriff; Probleme wie Gewässerschutz, Nationalstrassen, Militär wirken einfach anschaulicher auf ein relativ phantasiearmes Volk.

Red.: Vielleicht sollte man den abstrakten Begriff der Bildung in der Form von Resultaten den Leuten vor die Augen führen. Haben Sie vielleicht eine Idee, kennen Sie ein Rezept?

D.: Im Moment sehe ich kein eigentliches Rezept, zur Hauptsache müssen wir in jahrelanger Kleinarbeit auf die bittere Notwendigkeit hinweisen.

Red.: Im Hinblick auf die kommenden Abstimmungen im Kt Zürich sollte man vielleicht die Werbung etwas forcieren? Aber wie?

D.: Man sollte es nicht ein paar Rufern in der Wüste überlassen, aufzuklären, sondern alle Kreise, die interessiert sind, also Studenten wie auch Dozenten und Regierung, hier einsetzen. Wir können nur immer wieder betonen, dass der Bildungsnotstand echt ist, Sensationen können wir keine liefern.

Red.: Wie soll man das Volk konkret mit diesen Problemen vertraut machen? Was halten Sie von folgendem Vorschlag: Die Studenten von Freiburg im Breisgau haben sich seinerzeit (vor ca. einem Jahr) aufgemacht, sind zu der Landbevölkerung gezogen und haben in kurzen, aber lebendigen Referaten von ihrer Arbeit und von ihren Problemen erzählt. Sie vermittelten nicht nur Informationen, sondern hinterliessen vor allem einen persönlichen Eindruck, der sicher viel des allgemeinen Studenten-Images korrigierte. Was hielten Sie davon, wenn die Zürcher Studenten etwas Aehnliches in Angriff nähmen?

D.: Das wäre wunderbar! Ich bedaure, dass bis jetzt diese vitalen Probleme von den Studenten noch nicht in Angriff genommen worden sind. Das wäre eine ausgezeichnete Idee Macht diese Idee bei euch zur Wirklichkeit! – Uebrigens: – wenigstens ist das bei uns in Bern so – die Landbevölkerung ist nicht besonders anti-universitär, sondern die Nein-Stimmen kommen oft in grossen Quanten aus städtischen Verhältnissen. Das sollte man sicher auch berücksichtigen. Ich bin froh, wenn sich die Studenten für solche Probleme einsetzen, ich werde Ihnen gerne zur Seite stehen.

Red.: Vielen Dank für dieses Gespräch, Herr Dr. Deppeler.

Prof. Hardi Fischer

Professor für allgemeine Didaktik und experimentelle Psychologie an der ETH

Auch Prof. Fischer sieht die Lösung der Probleme in der Richtung, dass Professoren und Studenten aktiver am öffentlichen Leben teilnehmen und beim Gestalten mithelfen, d. h. aktiv in der Politik mitmachen.

Auf die Frage, was er von der Aktion »Student aufs Land« halte, macht er darauf aufmerksam, dass die heute noch in der Landwirtschaft tätigen Leute im Kt. Zürich etwa 5% der Bevölkerung ausmachen; es gehe eher darum, die Aktion auf die Arbeiter anzuwenden. Man spreche heute immer davon, dass sich die sozialen Unterschiede verkleinern, das täten sie in Sachen Einkommen sicher auch; doch verhärten sich die Fronten in anderen Fällen eher, wenn man bedenke, dass früher Arbeiter und Studenten oft gerade in politischen Fragen eins gewesen seien. Dies habe die beiden Gruppen sicher näher gebracht Betrachtet man die Lage heute, so könne man überhaupt keine Spur von Kontakt mehr feststellen.

Der Vorteil der Operation »Freiburg« bestehe sicher darin, dass das gegenseitige Verständnis gefördert werde, wenn auch gar nicht unbedingt auf politischem Gebiet. Hauptsache sei ja die Verständigung. Oft habe die werktätige Bevölkerung immer noch die Vorstellung, Schaffen sei identisch mit Handarbeit, geistige Arbeit strenge nicht an, mache nicht müde. Es herrsche in diesen Kreisen noch das alte Vorurteil, dass der Student ein fauler Sack sei, der erst um zehn Uhr aufstehe und ein plauschiges Leben führe.

Ein wichtiges psychologisches Moment sei der Wissensaustausch: dem Zuhörer des studentischen Vortrages müsse Gelegenheit gegeben werden, anschliessend noch selbst zu diskutieren, vor allem müsse er aus seinem Arbeitsbereich erzählen können, um seine eigene Nützlichkeit auch unter Beweis stellen zu können. Dies stelle eine grosse Hilfe dar zur echten Anerkennung der Arbeit des anderen.

Aus Platzmangel können hier die andern Interviews, die gehalten wurden, nicht mehr untergebracht werden (Werner Wollenberger und Hermann Reinfried von der »ZüWo«, Dr. Jürg Steiner, Delegierter des Kantons Aargau für Hochschulfragen, ein Redaktor des »Tages-Anzeigers«, Fred Hirs, und Herr Hoffmann-Nowotny, Assistent am soziologischen Institut der Universität Zürich).

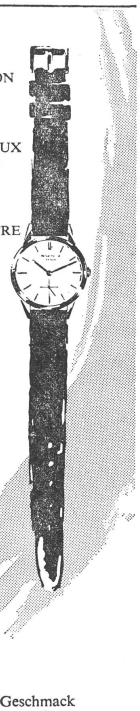
In einem Artikel im ZS Nr. 1 dieses Jahres wurde von der Redaktion schon einmal die Anregung gemacht, eine Aktion »Student aufs Land« zu wagen: Studenten sollten in Landgemeinden Vorträge halten und Gespräche organisieren, für »die Bildung werben«. Das Ziel war, potenzielle Kommilitonen zu gewinnen, d. h. die Leute zu veranlassen, ihre Kinder in Gymnasien zu schicken.

Man könnte mit einer Aktion »Student aufs Land« zwei Ziele erreichen: Sowohl mehr Mittelschüler aus der sogenannten »Bildungsreserve« als auch das Verständnis für Universitätsprobleme und -kredite. Deshalb proklamieren wir: »Student aufs Land«.

Urs Rüegg

421.6

ANGELUS
BREITLING
BULOVA-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCINE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENIA
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
ULYSSE NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTICON
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH



Eine Uhr für Ihren Geschmack
eine Uhr für Ihre Ansprüche
eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht – die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie BEYER
seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich,
Telefon (051) 25 88 60

Cafeteria
WELLENBERG

am Hirschenplatz
nächst Zentralbibliothek
und Hochschulen

Der traditionelle Treffpunkt
der Studenten zum guten Essen
und zum gemütlichen Plausch.

NEU

Gegen Vorweisung der Legi
erhalten Studenten zu jedem Menü

GRATIS

einen Kaffee nach ihrer Wahl

Introducing Jules Feiffer

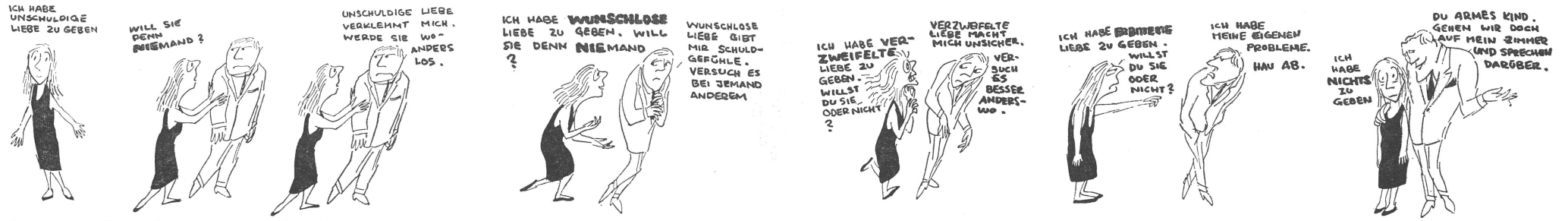
Von Hans Peter Treichler

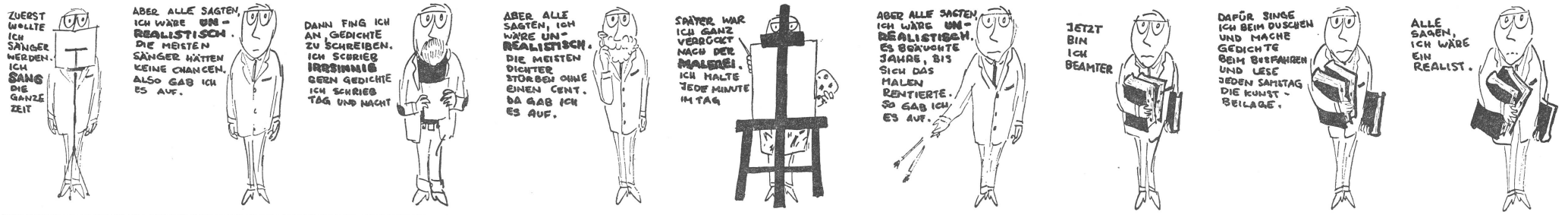
In-people müssen ihn bereits nicht mehr kennen. Seit vor fast einem Dutzend Jahren im damals noch strubungebärdigen, aber immer interessanten »Village Voice« Feiffers erste Karikaturen erschienen, sind unzählige andere Personen, Dinge und Haltungen in den Brennpunkt eines launischen neuenglischen »Camp«-Systems geraten und wieder daraus verschwunden. Feiffer aber, Enddreissiger, Jude, New-Yorker, hat sich unterdessen als erster philosophischer Comic-strip-Autor und kleines Gewissen der Nation etabliert. Seine Beiträge erscheinen in über 40 Zeitungen der angelsächsischen Welt; im letzten Winter feierte er mit einem Einakter sein Broadway-Début, vorher und nachher erschienen ein Feiffer-Kinderbuch und ein Feiffer-Trickfilm.

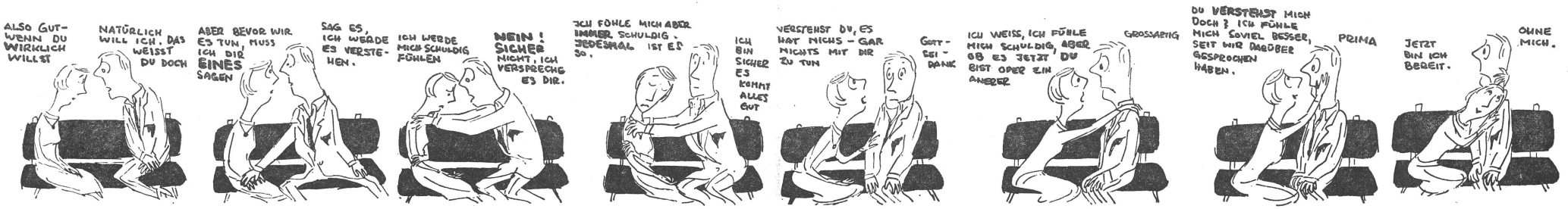
Feiffers unparteiischer Anarchismus macht vor nichts, vor niemandem halt. Das heisst nun nicht, dass er blindlings und rücksichtslos nach allen Seiten feuert – wie viele seiner früheren Village-Co-Autoren etwa. Sein Witz ist nie *nur* böse, *nur* erbarmungslos. Denn immer sind die kleinen und grossen Alltagsfrustrationen, in die seine Figuren rennen, auch Fallen für Feiffer, sind Bernards Zweifel diejenigen Feiffers. Boshaft und mitleidig, aber immer witzig – mit sicherer Hand füllt er den Rosenzweigschen Frustrationstest aus. Und jedes Gelächter enthält eine Mini-Katharsis. (Nota: ein Feiffer-Buch ist billiger als eine Viertelstunde beim Psychiater.)

»Devastatingly accurate« – auf verwüstende Weise präzis – nennt der Kritiker Schlesinger jr. Feiffers Witz. Aber diese Präzision – Trommelfell- so gut wie Netzhaut-Präzision – hilft nicht nur niederreissen, sie hilft auch erkennen. So wenn Feiffer die erbärmlich atrophierte amerikanische Umgangssprache parodiert. Hier wird die ganze Hilflosigkeit einer Lebensform sichtbar, in welcher Klischees des Wortes und des Verhaltens über dem noch lebenden Menschen wuchern.

Trotz dieser Bezugnahme auf das Sprachklischee versuchten wir, Feiffers Strips auf deutsch wiederzugeben. Dass das Ganze – wie wir glauben – immer noch stimmt, zeigt die Internationalität des Autors. Ob wir uns darüber freuen sollen, ist eine andere Frage.







Dialog um die Zukunft

Gesellschaftskritik aus christlicher und marxistischer Sicht

Prof. Dr. A. Rich, Leiter des Sozialethischen Instituts der Theologischen Fakultät der Universität Zürich, und Dr. K. Farner, Mitglied des Zentralkomitees der Partei der Arbeit der Schweiz, fanden sich auf Einladung der Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich zu einem Gespräch über Gesellschaft und Gesellschaftskritik. Rich und Farner, beide zwar eindeutig engagiert, im Rahmen ihrer Körperschaften zugleich aber ebenso eindeutig »nonkonforme« Denker, versuchen hier in offenem Dialog die Gegenüberstellung von christlicher und marxistischer Sicht der Gesellschaft.

Gesprächsleiter war Studentenpfarrer Dr. E. Wildbolz.

Wildbolz: Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen. »Gesellschaftskritik aus christlicher und marxistischer Sicht« – es soll uns um einen Dialog gehen. Es könnte sein, dass man sagt, ein Dialog zwischen Marxisten und Christen sei zum vornherein unmöglich, weil die beiden Positionen zu verschieden sind. Wir wissen um die gegenseitige Kampfstellung, wir wissen um die atheistischen Parolen und die atheistische Politik marxistisch orientierter Staaten. Von da her gesehen bezweifeln verschiedene Leute nicht nur die Möglichkeit eines Dialogs, sondern sie möchten so weit gehen, sogar die Versuche selbst zu unterbinden.

Es ist immerhin festzustellen, dass zu allen Zeiten der Versuch des Dialogs immer wieder unternommen worden ist. Meistens machten das allerdings nur einzelne, die dabei Gefahr liefen, sich zu isolieren.

Gerade in jüngster Zeit sind neue wichtige Kontakte zu beachten, z. B. Gespräche zwischen Katholiken und Marxisten, eingeleitet durch Theologen wie Karl Rahner und Metz, ihnen gegenüber der marxistische Theoretiker Garaudy aus Paris.

Wir müssen uns darüber klar sein, dass es hier, in unserem Gespräch, nicht darum gehen kann, fertige Rezepte auszuarbeiten, fertige Klischees hinzustellen und miteinander zu konfrontieren; nein, es geht darum, dass das Gespräch offenbleibt: Wir wollen in dem Gebiet, das vor uns liegt, einige Jalons einstecken.

Die Erfahrung lehrt, dass es nicht sehr fruchtbar ist, wenn man das Gespräch bei den grossen Differenzen beginnen würde. Wenn man Atheismus mit Theismus konfrontiert oder Atheismus mit Antiatheismus. Wir möchten von einer andern Seite her einsetzen. Auch da kommen wir an Situationen, da keine Synthese möglich ist, da Fragen kontrovers bleiben, aber das soll das Gespräch nicht hindern.

Wir wissen von Marx, dass die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse das Zentralpostulat seines Denkens ist und dass er auf diesem Wege erwartet, dass der Menschheit die Menschlichkeit wieder verschafft werden kann. Der christliche Glaube hat als einen seiner Zentralpunkte gerade vom NT her auch ein Suchen nach einer Umwandlung des Menschen und seines Verhaltens.

Nun würden wir vorschlagen, dass wir an diesem Punkt einsetzen, nämlich an der Frage nach dem Menschen, und versuchten von hier her die Frage nach der Gesellschaft und nach der Kritik an der Gesellschaft aufzubauen. Ich würde dazu gerne zuerst Herrn Rich das Wort geben und ihn fragen, welche Beobachtungen er in seinen Studien an marxistischen Texten bezüglich der Anthropologie gemacht habe.

Rich: Es ist vorhin gesagt worden, dass wir nicht zu einem Streitgespräch zusammengekommen sind, sondern zu einem Dialog. Das heisst natürlich auch wieder nicht, dass wir uns in holder Eintracht finden wollen – das ist nicht gut möglich. Es sollen auch die Gegensätze klar herausgearbeitet werden. Ein Dialog hat nur einen Sinn, wenn ein Gegenüber zwischen den beiden Gesprächspartnern bleibt. Dieses Gegenüber soll in keiner Weise verdeckt werden.

Einige zunächst positive, dann kritische Bemerkungen zur marxistischen Anthropologie: (Wenn sich dieses Kritische im Horizont des Dialogischen bewegen soll, so heisst das, dass Kritik an der marxistischen Anthropologie immer auch Kritik an der eigenen Position, der christlichen, ist. Ich werde also die Kritik immer so zu bestimmen versuchen, dass sie stets auch zu einem Stück Selbstbesinnung wird.) Worin ist die marxistische Anthropologie für das christliche Verständnis des Menschen von Bedeutung? Das sei an drei Punkten aufgewiesen: Erstens: Marx sagt einmal, dass der Mensch kein ausserhalb der Welt hockendes Wesen ist, sondern Staat, Sozietät; also: Man kann den Menschen nicht abstrahiert von Staat und Sozietät verstehen. Die christliche Anthropologie stand immer in Versuchung, den Menschen abgesehen von seiner weltlichen Beziehung zu sehen. Das führt in die Richtung eines spiritualistischen bzw. idealistischen Verständnisses des Menschen.

Ich möchte sagen, dass das christliche Denken, weil es von der personalen Gottesbeziehung her notwendigerweise personalistisch strukturiert ist, immer in Gefahr steht, diesen Personalismus zu einem Verständnis des Menschen zu vereinseitigen, in welchem die Welt, die Gesellschaft, ausgeklammert ist. Dass nun die marxistische Anthropologie mit solcher Eindeutigkeit behauptet, dass der Mensch »kein ausserhalb der Welt hockendes Wesen« sei, ist auch für die christliche Sicht der Dinge von grosser Bedeutung. Nicht etwa deshalb, weil christlicher Glaube das nicht aus sich selber hätte wissen können. Es liegt im Ansatz des christlichen Menschenverständnisses, dass der Mensch, neutestamentlich gesprochen, »sarx« (=griechisch »Fleisch«) ist. »Fleisch« heisst in diesem Zusammenhang nichts anderes als »Leiblichkeit«, wozu gesellschaftliche Verflochtenheit gehört. Aber diese christliche Wahrheit blieb dem Christentum lange verdunkelt, und der Marxismus hat unbestreitbar ein Verdienst darin, dass sie wieder ans Licht gekommen ist.

Ein zweiter Punkt: Zur marxistischen Anthropologie (wobei ich hier immer auf Marx selbst zurückgehe) gehört die Einsicht, dass der Mensch in der Faktizität seiner jetzigen Existenz sich selbst entfremdet ist. Stichwort: Verdinglichung. Der Mensch hat in der industriellen Entwicklung der jüngeren Zeit einen Prozess der Verdinglichung erlitten. Nicht nur der »Proletarier«, auch derjenige, der in der marxistischen Terminologie »Kapitalist« heisst. Der »Proletarier« ist im Verhältnis zum »Kapitalisten« zur Arbeitskraft verdinglicht worden und der »Kapitalist« im Verhältnis zum »Proletarier« zur »Geldmacht«. Auch dann, wenn wir den Begriff »Ausbeutung« ausklammern, weil er in der heutigen, entwickelten Industriegesellschaft des Westens nicht mehr die Rolle spielt wie in den Anfängen der Industrialisierung, wird sich gleichwohl nicht leugnen lassen, dass auch heute noch der durchschnittliche »Industrielle Mensch« in seiner Arbeitsbeziehung wesentlich abhängige »Arbeitskraft« ist, also etwas Instrumental-Dinghaftes.

Die Einsicht, dass der Mensch in den Produktionsverhältnissen der jetzigen Gesellschaft nicht das ist, was er im Grunde sein sollte; dass das wahrhaft Menschliche nicht wirklich und der wirkliche Mensch nicht wahrhaft gegenwärtig ist, ist dem christlichen Denken zwar auch nicht neu, tritt ihm aber im Horizont des Marxismus neu entgegen. Auch das christliche Verständnis des Menschen hat eh und je den jetzigen Menschen, den Menschen, wie er empirisch vorzufinden ist, als den Menschen gesehen, der nicht so ist, wie er sein sollte. Die christliche Anthropologie spricht in der herkömmlichen Sprache hier allerdings nicht von »Entfremdung«, sondern von »Sünden«. Das Wort »Sünde« ist nun im christlichen Bereich immer wieder auf das Personale eingeengt worden. Im Marxismus wird dagegen klar, dass, um einen Ausdruck zu gebrauchen, den Marx geflissentlich vermieden hat, das »Böse« nicht nur eine personale, sondern auch eine gesellschaftliche Realität ist. Die heutige Theologie, ich erinnere an Paul Tilich, kann – und das wäre ohne die Begegnung mit dem Marxismus kaum so gewesen – von einem »strukturell Bösen« reden, d. h. von dem Bösen, das sich in den gesellschaftlichen Verhältnissen objektiviert.

Ein dritter Punkt: Der Mensch in seinem wahren, eigentlichen, natürlichen Verhältnis zum Mitmenschen wird vom jungen Marx in Analogie als das »Verhältnis des Mannes zum Weibe« gesehen. Darin will sich ausdrücken, dass dem Menschen der Mensch als solcher, als wahrhafter Mitmensch, nicht als »Arbeitskraft«, als Ding also, notwendiges Bedürfnis ist bzw. sein soll. Das eigentlich Menschliche ist so das Mitmenschliche. Sofern in der marxistischen Anthropologie das zum Ausdruck kommt, muss das christliche Verständnis des Menschen in ihr Geist von seinem Geist erkennen.

Das waren einige Punkte, die zeigen, inwiefern zwischen der marxistischen und der christlichen Sicht des Menschen eine enge Beziehung besteht. Nun muss aber auch auf die fundamentale Differenz hingewiesen werden.

Wie wird der wirkliche Mensch, der empirisch gegenwärtige (von dem Marx durchaus nicht optimistisch denkt), zum wahrhaften Menschen? Darauf kann Marx nur eine Antwort geben: Durch den Menschen selbst. Hier beginnen für mich die kritischen Fragen: Wie soll der wirkliche Mensch, der nicht der wahre Mensch ist, sich selbst zum eigentlichen Menschen machen können? Marx meint, dass der Mensch im Prozess der Geschichte als seine eigene Tat zu sich selber unterwegs ist. Die Geschichte ist somit verstanden als die Erzeugung des Menschen durch die menschliche Arbeit. So wird der Mensch im Marxismus – entgegen seinem anderen, mitmenschlich bestimmten Ansatz – zu einer Absolutheit, d. h. zu einem Wesen, das in und durch sich selbst besteht. Im christlichen Denken hingegen ist der Mensch immer nur Mensch im Verhältnis zu Gott, seinem Schöpfer und Erlöser (wie im Verhältnis zum anderen Menschen, seinem Nächsten). – Man könnte hier von einer relationistischen Anthropologie sprechen. An diesem Punkt ist also eine Differenz da, die, soweit ich sehe, nicht überbrückt werden kann.

Wildbolz: Herr Farner, sind Sie mit der Diagnose ihres Vorredners einverstanden?

Farner: Herr Rich hat mir etliches vorweggenommen, ich kann deshalb vorläufig nur Anmerkungen und Ergänzungen anbringen. Zunächst möchte ich jedoch noch einmal die Voraussetzung unseres Gesprächs bestimmen. Jeder der beiden Dialogpartner, sowohl Herr Rich als auch ich, spricht aus einer speziellen Sicht. Das dürfen wir nicht vergessen. Wir sind in der ganzen globalen Diskussion nur je eine Position.

Die marxistische Anthropologie steht am Anfang des Marxismus. Nach dem Tode von Marx ist sie aber sehr rasch in den Hintergrund getreten – in der Theorie des Marxismus und noch mehr in der Praxis. Seit 90 Jahren ist sie nicht weiter ausgebaut worden. Erst die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg haben diesbezüglich neue Fragen an den Marxismus herangetragen, besonders der Existentialismus und sicher auch die christliche Anthropologie. Die Diskussion, die dadurch begann, bleibt offen. Grosse Differenzen sind entstanden, und es wird wahrscheinlich auch in der nächsten Generation noch so sein. Ich persönlich begrüsse das. Jedoch auch das Christentum hat die Anthropologie durch Jahrhunderte auf die Seite gestellt und ist erst durch die heutige Situation, krass ausgedrückt durch die Atombombe, durch Hiroshima und Auschwitz, gezwungen worden, die Frage nach dem Menschen neu zu fassen.

Im Zentrum der marxistischen Anthropologie steht der schöpferische Mensch, der sich selbst verwirklicht. In den Thesen über Feuerbach – das ist die eigentliche Geburtsurkunde des Marxismus, nicht etwa das Kommunistische Manifest – handeln sieben von elf Thesen über den schöpferischen Menschen. Drei Aspekte lassen sich besonders herausarbeiten. Erstens: Die Erkenntnis ist nicht nur Kontemplation, sondern auch aktiv, tätig, verändernd. Zum zweiten ist das einzige Kriterium der Wahrheit die Praxis; an der Praxis, nicht an der Theorie misst sich die Wahrheit. Drittens, und das ist wesentlich neu, die Aufgabe des denkenden, philosophierenden Menschen ist Veränderung der Welt.

Zwar hat schon Hegel den Menschen als das Resultat seiner eigenen Arbeit innerhalb der Entwicklung der Geschichte gesehen, doch betont der Marxismus – neu – die Verbindung des Denkens mit der Totalität der gesellschaftlichen Praxis: Wohl erzeugt der Mensch innerhalb der Geschichte sich selbst, zugleich ist er jedoch auch immer das Produkt der je gegenwärtigen Zustände. Die speziell bestehenden Verhältnisse der Gesellschaft determinieren den Einzelmenschen. Diese gesellschaftlichen Bedingungen zu erkennen, wissenschaftlich kritisieren zu können und endlich den richtigen Weg für die Zukunft zu finden, verlangt nach einer Methode. Und das ist der Marxismus: Der Marxismus ist wesentlich eine Methodologie der historischen Initiative. Wobei – das ist sehr zu betonen – der Sinn der Geschichte ein nie ruhender Prozess ist – es gibt kein Ende. (Mit der sogenannten klassenlosen Gesellschaft ist nicht etwas fertig, sondern beginnt erst eigentlich die Geschichte, bis dahin war nur Vor-Geschichte.) Noch kurz zur Verdinglichung. Sie ist nur ein Aspekt der Entfremdung. Die Entfremdung geht viel tiefer, sie ist das Produkt des »Magischen Zeitalters«, in dem wir uns heute noch befinden: Die eigentliche Entfremdung geschieht durch Gott. Der Mensch, der an ein höheres Wesen glaubt, ist in sich entfremdet. Das wäre ein Ausgangspunkt der weiteren Diskussion.

Wildbolz: Ich glaube, wir können mit der nächsten Runde beginnen. Klar geworden ist jetzt einerseits die christliche Auffassung: Der Mensch ist der wahre Mensch durch seine Beziehung zu Gott und dem Mitmenschen, ein Relationsbegriff also; anderseits die marxistische Anschauung: Der Mensch verwirklicht sich durch sich selber, er ist in sich selber zentriert.

Herr Rich, darf ich Ihnen die Frage von Herrn Farner weitergeben, ob nicht der Mensch wesentlich durch Gott entfremdet ist?

Rich: Das Schöpferische im Menschen ist – christlich gesehen – nie eine absolute Potenz, sondern ein Mitschaffen im schöpferischen Schaffen Gottes. Wenn die Bibel das Verhältnis von Gott und Mensch bestimmt, dann geschieht das meistens durch die Metapher des »Bundes«. Die schöpferische Aktivität des Menschen ist verantwortliche Aktivität, ist verantwortlich gegenüber einem klaren Anspruch, der sich in dem manifestiert, was wir Christen als »Wort Gottes« bezeichnen. Der Mensch nach der marxistischen Anschauung kennt dagegen die Verantwortung vor der Geschichte. Das ist aber etwas ganz anderes. Ich kann als Mensch, der sich nur gegenüber der Geschichte verantwortlich fühlt, unheimlich leicht in einen bestialischen Antihumanismus abgleiten – wie auch der Christ, das muss ich zugeben, dem Antihumanismus verfallen kann, wenn er sich an die Stelle des lebendigen Gottes ein Dogma, ein Bild, eine Ideologie setzt; man denke z. B. an die Ketzerverbrennungen und Kreuzzüge. Im Bedenken solcher Erscheinungen kommen wir auf die These Herrn Farners zu sprechen: Der Mensch sei sich am meisten durch Gott entfremdet. Diese kritische These, so meine ich, haben wir als Christen ernst zu nehmen.

Marx sagt, dass, wenn es einen Schöpfer gebe, der Mensch sein Wesen nicht sich selbst verdanken würde. Der Mensch wäre so im Grunde eben nicht wesentlicher Mensch, und das meint ja »Entfremdung«. Gott als »prima causa«, als erste Ursache, gedacht, lässt den Menschen zu einer Funktion Gottes werden, die keine eigene Wesenheit hat. Wenn wir die Schöpfung nun so verstehen, kausalistisch, hat Marx mit seiner Kritik weithin recht. Aber das entspricht nicht dem Schöpfungsglauben, wie er sich in der Heiligen Schrift bezeugt. Dort wird Gott nicht als »prima causa« erfahren, sondern als »prima loquens«, als »prima amans«, als der den Menschen ins Dasein rufende, ihn liebende, als gottebenbildlichen Partner wollende Gott. Anders gesagt: Gott erweist sich nicht als die absolute Schöpfermacht, vor der das menschliche Geschöpf ein »Nichts« wäre. Er erweist sich als der in Relation stehende, ihn in die Verantwortung, in die Aktivität rufende Gott. Der deus absolutus, den Marx mit Recht verwirft, wäre allerdings eine Quelle der Unmenschlichkeit genau wie der homo absolutus. Was mich nun aber am Marxismus zutiefst befremdet, ist, dass er an die Stelle des deus absolutus den homo absolutus, den absoluten Menschen setzt, m. E. der eigentliche Grund des Trends zum Totalitarismus, der im Marxismus steckt.

Hier ist zu fragen, Herr Farner: Gibt es für Sie als Marxisten eine Möglichkeit, über den homo absolutus hinauszukommen und den Menschen relationistisch zu verstehen, so dass der Mensch ein echtes, ihn forderndes Gegenüber hat, ohne dass er zugleich aufhört, wirklicher, aktiver und verantwortlicher Mensch zu sein?

Farner: Der Marxist fragt: Warum kann der Mensch denn seine Existenz nicht aus sich selbst begründen? Darauf konnte noch kein Nichtmarxist, nach meinem Dafürhalten, eine einleuchtende Antwort geben. Dieses Problem muss zumindest offenbleiben. Der homo absolutus des Marxismus – um auf Ihre Frage zu antworten, Herr Rich – steht durchaus in Relation. Er ist in dialektischem Verhältnis zum relativen, empirischen Menschen der Geschichte. Er ist kein vergotteter Mensch, der irgendwo »draussen« steht, sondern ein ständiger Vorwurf für den gegenwärtigen Menschen, der zu ihm unterwegs ist.

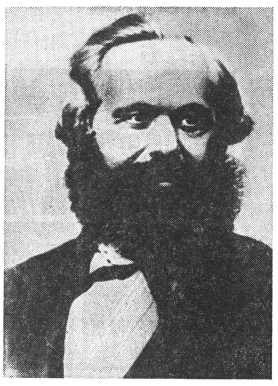
Und, Herr Rich, genauso wie Sie mich, muss ich Sie fragen: Delegierst nicht auch du ständig deine Verantwortung? Im Namen Gottes verfolgt Cromwell die katholischen Iren, im Namen Gottes tötet Louis XIV die Protestanten. Also: du, Christ, delegierst nicht auch du deine Verantwortlichkeit – an Gott?

Rich: Es ist natürlich etwas einfach gesehen, Herr Farner. Wo in der Geschichte im Namen Gottes Verbrechen begangen worden sind, hat man es immer mit einem verabsolutierten Gott, mit einer verabsolutierten Theologie, mit einer verabsolutierten Kirche, also mit einem Götzen und nicht mit dem Gott zu tun gehabt, der uns durch die Heilige Schrift anspricht. Wenn ich mich vom biblischen Gott ansprechen lasse, kann ich nicht mit Berufung auf Ehre und Grösse Unmenschlichkeiten begehen. Auch dafür könnte ich eine ganze Reihe von historischen Exempeln anführen.

Wildbolz: Werden wir direkt und fragen nun, was die jeweilige Anthropologie für den Staat und die Gesellschaft zu bedeuten habe.

Rich: Man kann sagen, christliche Gesellschaftskritik sei ein Novum. Man muss zugeben, dass aus historisch begreiflichen Gründen das Christentum eigentliche Gesellschaftskritik bislang kaum geübt hat. – Die historische Bedingtheit der gesellschaftlichen Verhältnisse ist eben eine recht neue Erkenntnis. Bis zur Industrialisierung galten die gegebenen Verhältnisse in ihren Strukturen als natürlich und unverrückbar. – Doch die Erkenntnis von der Veränderlichkeit bzw. Vergänglichkeit der gesellschaftlichen Ordnungsverhältnisse ist im Christentum längst angelegt; denken wir nur an Paulus, der im Korintherbrief davon spricht, dass das »Schema«, die Struktur dieser Welt vergeht usw. Die Strukturen dieser Welt gehören demnach dem Vorletzten, nicht dem Letzten an. Darum sind sie grundsätzlich immer in Frage und somit unter Kritik zu stellen. Die christliche Gesellschaftskritik gründet

Fortsetzung auf Seite 9



Befreite Marx die Christen von einem falsch verstandenen Christentum?

Eusi Meinig

Welches sind unsere Ziele?

(Referat von Nationalrat U. Götsch)

Es sind die Ziele der Utopisten, die das menschliche Glück und die Harmonie erstrebten; es sind die Ziele der Marxisten, welche die Befreiung der Arbeiterklasse aller Länder von Unterdrückung und Ausbeutung auf ihre Fahnen geheftet hatten; es sind die Ziele der unerfüllten liberalen Revolution; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; es sind die Ziele der sozialen Botschaft des Christentums; es sind die Ziele, deren Verwirklichung nicht nur ein Gebot der Nächstenliebe, sondern auch ein Gebot der Selbstbehauptung der Menschheit gegenüber der von ihr geschaffenen komplexen technischen Umwelt darstellen.

Keine Ziele sind und waren Klassenkampf an sich, Verstaatlichung, Zentralismus, Konsumplanung und -lenkung, diese oder jene Lösung zu bestimmten Problemen. Es sind oder waren Mittel und Notwendigkeiten, die sich aus der jeweiligen Stufe der Auseinandersetzung und der gesellschaftlichen Entwicklung ergaben. Den Vorwurf können wir uns nicht ersparen, dass wir zu oft den Weg mit dem Ziel und das Mittel mit der Aufgabe verwechselt haben.

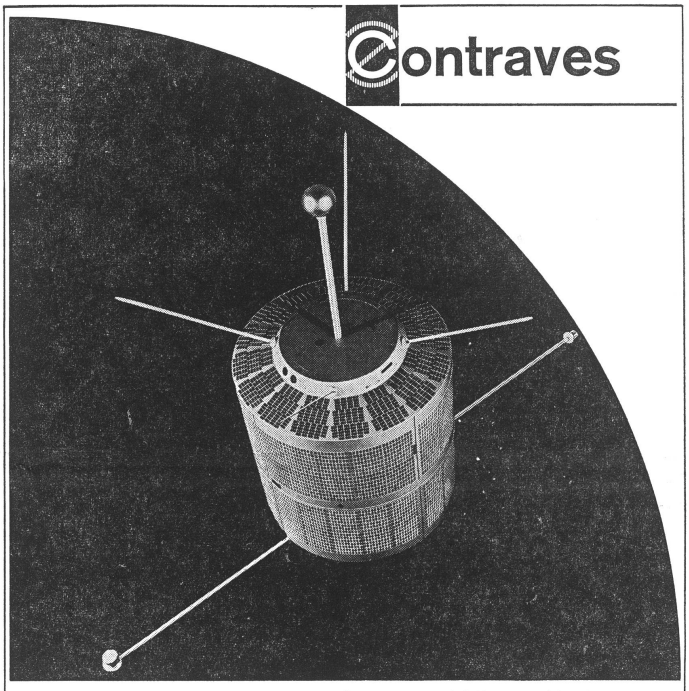
Die moderne sozialdemokratische Politik muss sich mehr an den grossen Zielen und weniger an den temporären Lösungen orientieren. Das heisst praktisch, dass ihr Kompass eine Darstellung des Zieles sein und dass die praktische Politik in kurz- und mittelfristigen Aktionsprogrammen festgelegt werden muss. Das ist nicht nur realistischer und ehrlicher, es zwingt uns alle zur dauernden Neuüberprüfung unserer Aufgabenstellung in der modernen Gesellschaft.

Möge der Geist der Pioniere, das Rebellentum aus den Anfangsjahren der Sozialdemokratie, der Nonkorformismus ihrer besten Köpfe weiterhin Ansporn und Beispiel bleiben. Der revolutionäre Geist unserer Bewegung lässt sich aber nicht aus älteren Konserven beziehen, er weht nur in der Auseinandersetzung heute und morgen.

Unsere Partei wird von den aufgeweckteren jungen Mitbürgerinnen und Mitbürgern gerne mit einer alten, besorgten Tante verglichen. Es liegt an uns, ohne falsche Romantik, sondern in Uebereinstimmung mit den harten Tatsachen der Wirklichkeit eine Bewegung zu sein, deren jugendlicher Mut und Schwung beweist, dass sie die Zukunft noch vor sich hat.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

Contraves



Aus unserem Entwicklungs- und Produkteprogramm

Militärsektor
Die Superfiedermaus, eine elektronische Feuerleitanlage für die Fliegerabwehr
Die Contraves/Oerlikon-Fernlenkrakete, eine Fliegerabwehrwaffe
Der EOTS-Theodolit, ein Gerät zur Vermessung von Flugbahnen

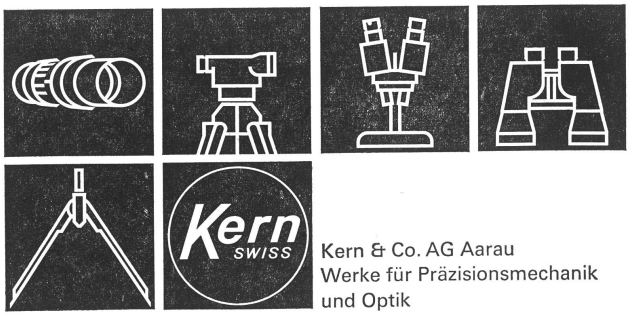
Industriesektor
Digitalrechner / Programmgesteuerte Koordinatographen / Servo-Elemente / Reguliergetriebe und elektronische Antriebe / Viscometer und Visco-Regelanlagen

Weltraumforschung
Beteiligung an der Projektierung und am Bau von Forschungssatelliten

Contraves AG Schaffhauserstrasse 580 8052 Zürich

Kern-Instrumente
erprobt und bewährt
in aller Welt

Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Reißzeuge, Feldstecher, Fernrohre
Stereo-Mikroskope
Photo- und Kino-Objektive



Kern & Co. AG Aarau
Werke für Präzisionsmechanik
und Optik

Studentenbuchhandlung
der Naturwissenschaften
E. WURZEL

jetzt neben der Zentralbibliothek,
an der Mühlegasse 19, Tel. 32 14 80

Diktatur des Proletariats, in die Mottenkiste?

Spätere Zeiten werden vielleicht einmal feststellen, dass es der entscheidende Irrtum des westlichen Verhaltens gegenüber dem Phänomen des Kommunismus in der Nachkriegszeit war, diesen mit dem Nationalsozialismus gleichgesetzt zu haben. Man beurteilte Stalin auf Grund seiner Erfahrungen mit Hitler und schloss aus Stalins innenpolitischem Terror, dass auch auf aussenpolitischem Gebiete nichts anderes von ihm zu erwarten sei, als was man bei Hitler erlebt hatte. Und man identifizierte den Kommunismus schlechthin mit dem Stalinismus.

Das Resultat dieser Identifizierung des Stalinismus mit dem Nationalsozialismus war ein gefährlich verzerrtes Bild der kommunistischen Wirklichkeit. Stalin war ein grausamer Tyrann, dem ein Jewtuschenko heute vorwirft, eine Million unschuldiger Sowjetbürger ermordet zu haben – es waren wohl noch mehr –, aber er war kein Amokläufer wie Hitler. Er stand in der Tradition der Zaren, und der Kosaken vielleicht, aber er vereinigte Grausamkeit mit kalter Berechnung, innenpolitischen Terror mit aussenpolitischer Vorsicht, Unmenschlichkeit mit Schläue. Er war nicht ein wildgewordener Spiessbürger, der aus seiner Neurose eine Weltanschauung machte, sondern ein kalter Stratege der kommunistischen Weltrevolution, der seinen »Sozialismus in einem Lande« nicht eroberungsbesoffen wie Hitler mutwillig aufs Spiel setzen wollte.

Vor allem aber: im Nationalsozialismus waren Theorie und Praxis identisch, im Stalinismus jedoch gerieten marxistische Theorie und stalinistische Praxis auseinander. Von Hitlers Schriften und Reden führt ein gerader Weg nach Auschwitz. Von Marx' Schriften aber, so sehr sie dem Geiste der Gewalt und des Absolutismus verpflichtet sind und so wenig in ihnen die Möglichkeit einer Entartung der »Diktatur des Proletariats« berücksichtigt und durchdacht ist, führt kein gerader Weg nach Katyn und Workuta. Das aber heisst: ein Marxist, dem es mit Marx letztlich um die Aufhebung der Entfremdung und um die Freiheit des Menschen geht, kann und muss den Stalinismus – und was davon heute in den »sozialistischen« Ländern noch lebendig ist – mit Marx selbst bekämpfen.

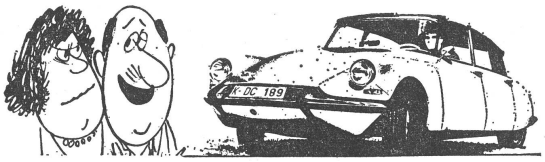
Diese Auseinandersetzung zwischen Theorie und Praxis des Marxismus ist, wie man weiss, seit dem XX. Parteitag in vollem Gange. Aber die Rückbesinnung auf die ursprüngliche Theorie von Marx entlarvt – um ein beliebtes Wort der Stalinisten zu gebrauchen – nicht nur den Stalinismus als eine gefährliche Perversion des Marxismus, sondern öffnet immer mehr marxistischen Theoretikern die Augen für die Unzulänglichkeit, ja Antiquiertheit der Marxschen Theorie selbst. Sie müssen erkennen, dass die menschliche Entfremdung, die Marx überwinden wollte, im heutigen »Sozialismus« in einer neuen, nicht minder unmenschlichen Form weiterlebt und die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln vorläufig die wundertätige Wirkung gründlich vermissen lässt, die Marx sich von ihr versprach. Und gleichzeitig müssen sie erkennen, dass der Kapitalismus sich weitgehend anders entwickelt hat, als Marx es prophezeit hatte.

Die Folge dieser Erkenntnis ist, dass die mutigsten dieser marxistischen Theoretiker heute beginnen, sogar an Marx selbst zu rütteln. Das ist ein schlechthin revolutionäres Ereignis, das den Beginn einer gewaltigen ideologischen Erschütterung des Weltkommunismus ankündigt. Noch vor wenigen Jahren wäre es völlig undenkbar gewesen, dass führende Kommunisten und marxistische Theoretiker das geheiligte Marxsche Grunddogma von der Diktatur des Proletariats in Frage stellen. Aber heute geschieht es. Die schwedischen Kommunisten haben der Diktatur des Proletariats offiziell abgeschworen. Der »brainstrust« der finnischen KP hat soeben für den bevorstehenden Parteitag Thesen ausgearbeitet, die fordern, dass die Begriffe Gewalt und Diktatur des Proletariats aus dem Programm der Partei gestrichen werden.

Der Herausgeber der österreichischen Parteizeitschrift »Weg und Ziel«, Franz Marek, hat in der Novembernummer dieser Zeitschrift einen Artikel über »Probleme der kommunistischen Parteien Westeuropas« veröffentlicht, in dem die bisherigen Vorstellungen der Kommunisten von der Entwicklung des Kapitalismus als »überholt« bezeichnet und einem Programm »demokratischer Reformen« das Wort geredet wird. Marek meint, die kapitalistische Demokratie sei keineswegs »bloss Demokratie für die Ausbeuter«, also eine bloss formale Demokratie. Das entspreche einfach nicht den Tatsachen. Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, parlamentarische Körperschaften, wie sie im Kapitalismus existierten, würden von den Volksmassen bejaht und dürften deshalb von den Kommunisten nicht abgeschafft werden: »Wir müssen uns zum Respekt der parlamentarischen Traditionen, des Mehrparteiensystems, der Möglichkeit von organisierten Oppositionen und auch zur Möglichkeit bekennen, eine Regierung entsprechend dem Willen des Volkes durch eine andere zu ersetzen.« Und auch Marek plädiert, wenn auch noch etwas verklausuliert, für eine Aufgabe des Grunddogmas von der Diktatur des Proletariats: Er meint, es sei »nach den Jahren faschistischer Diktatur und auch nach den Enthüllungen über die Verbrechen Stalins ... verständlich, wenn der schwere wissenschaftliche Begriff Diktatur des Proletariats ... in unseren Ländern ausserordentlich missverständlich wirkt.« Und er schliesst daraus: »Wir sehen keinen Grund, bei einem wissenschaftlichen Begiff zu beharren, der ... missverständlich wirkt und unter den Bedingungen unserer Länder die grosse Aufgabe erschwert, den Sozialismus als vollendete Demokratie zu propagieren.«

Noch weiter gehen einzelne Jugoslawen. In der von marxistischen Philosophen Zagrebs herausgegebenen Zeitschrift »Praxis« (Nr. 2/3, 1965) schreibt Gajo Petrovic, die Theorie der Diktatur des Proletariats sei »eine sehr gefährliche Theorie«. Wenn Marx hätte voraussehen können, dass mit Hilfe dieser Theorie »Terrorismus, Gewalt und Unmenschlichkeit« in den Sozialismus kommen würden, »würde er sie vielleicht nie formuliert haben«. Es wird dann der Marxschen Theorie vorgeworfen, sie sei inhaltlich und terminologisch unklar. Soweit diese Zagreber Philosophen die Diktatur des Proletariats überhaupt noch akzeptieren, verstehen sie darunter eine echte gesellschaftliche Selbstverwaltung, die nach demokratischen Prinzipien aufgebaut ist und in der sich die Willensbildung von unten nach oben – und nicht umgekehrt – vollzieht. Aber die erwähnten Beispiele – und es liessen sich deren noch mehr zitieren – beweisen, dass zumindest die westeuropäischen und jugoslawischen kommunistischen Theoretiker sich an die revolutionäre Aufgabe zu machen beginnen, das Dogma der Diktatur des Proletariats in die ideologische Mottenkiste zu verbannen.

Arnold Künzli



»Ja, er hat den falschen Weg eingeschlagen, aber wenigstens ist er mit einem Auto zurückgekommen.« (»Szpilki«, Warschau)

Aussenpolitisches Engagement der Studenten

von Heinz Egli

Heinz Egli (Dr. iur.; cand. oec. publ.) ist es gewohnt, im Spannungsfeld von intellektuell konsequenter Haltung und praktisch Realisierbarem in der internationalen Studentenpolitik zu denken. Er war Präsident der Studentenschaft der Uni Zürich, Vizepräsident für Internationales des VSS und wirkt zur Zeit noch in der Kommission für Internationales des »Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften« beratend mit.

Seine von der notwendigen pragmatischen Einsicht getragenen Erläuterungen bezeichnen zusammen mit Franz Germanns Stellungnahme »Schlamassel im VSS« Seite 2 die Zürcher Zielsetzung für die Tätigkeit des VSS.

Der Verband der Schweizerischen Studentenschaften (VSS) hat seine gesinnungsmässige Grundhaltung letztmals wesentlich an seinem Jahreskongress 1960 in Lugano geändert. Die apolitische Haltung (Beschränkung der Tätigkeit auf reine Verwaltungsprobleme der Studentenschaft) wurde zugunsten eines aktiven Eintretens für die in der Deklaration der Menschenrechte festgehaltenen unveräusserlichen Freiheitsrechte aufgegeben.

Konzeption

Wohl niemand würde den Anspruch der Wissenschaft auf Universalität ihrer Erkenntnis bestreiten wollen. Diese Universalität des Denkens sollte die Hochschule als Hort von Wissenschaft und Lehre, als Ort der Wahrheitssuche kennzeichnen. Das universelle Suchen nach der Wahrheit ist die vornehmste Aufgabe der Mitglieder der Hochschule, auf ihrem Wissensgebiet wie in den Angelegenheiten der Gesellschaft, der sie angehören. Die Hochschule und ihre Mitglieder sind dieser Gesellschaft, die ihre Existenz ermöglicht, besonders verpflichtet und durch die studienmässig vertiefte Auseinandersetzung mit den Problemen unserer Welt in bevorzugter Weise zu fruchtbarer Mitarbeit geeignet. *Nach Ansicht des VSS hat sich dabei nicht nur der Einzelne in einer Partei, als Stimmbürger, Experte etc., sondern auch die Hochschule und die Studentenschaft als Gemeinschaft einzusetzen.* Diese Grundansicht kommt beispielsweise klar in einer Empfehlung der westdeutschen Rektorenkonferenz von 1954 zum Ausdruck: »Eine Stellungnahme zu den politischen Tagesfragen gehört nicht zu den Aufgaben der wissenschaftlichen Hochschule, wohl aber wird sie da ihre Stimme erheben müssen, wo die Grundlagen des politischen Handelns in Wahrheit und Recht verletzt werden.«

Nach welchen Grundsätzen, nach welcher Ideologie, nach welchem Parteiprogramm aber soll sich diese Grundhaltung richten? Einem 1963 in der Schweiz vom VSS organisierten Seminar der Internationalen Studentenkonferenz (ISC) gebührt das Verdienst, in der »Deklaration von Leysin« erstmals eine klare und positive Konzeption unserer eigenen Anschauungen gegenüber dem totalitären Ungeist geschaffen zu haben: *Der Student ist ein junger Intellektueller auf der Suche nach der Wahrheit.* Die Wahrheit lässt sich aber nur finden, wenn ein freier Gedankenaustausch möglich ist, wenn man alle Ideen vergleichen und prüfen kann. Daraus ergibt sich der Begriff der freien Hochschule als Form des freien Gedankenaustausches und der systematischen Untersuchungen von Problemen. Dies erfordert aber eine freie Gesellschaft, denn nur sie garantiert der Hochschule ihre Unabhängigkeit von staatlicher oder sonstiger politischer Kontrolle. Eine solche Freiheit ist aber nur möglich in sozialer Gerechtigkeit. Die naturgegebene Würde und die gleichen und unveräusserlichen Rechte aller Menschen müssen voll gewährleistet sein. Daraus ergibt sich die Forderung einer internationalen Ordnung, aufgebaut auf freien Staaten. Friede kann niemals nur Koexistenz bedeuten, sondern heisst Zusammenleben freier Völker. Solange es also Unterdrückung gibt, sei sie politischer, wirtschaftlicher oder sozialer Natur, ist auch ein echter und wahrer Friede nicht möglich.

Konsequenzen für den VSS

Vorerst sind von den Grundhaltungsfragen die internationalen Verwaltungsaufgaben des VSS zu trennen: Probleme der ausländischen Studenten in der Schweiz, Unterstützung der Schweizer Studenten im Ausland, Mitverwaltung des Maison Suisse in Paris, Anbahnung von Austauschen, Presseaustausch, internationale kulturelle Anlässe (Theater, Film etc.), Herausgabe des internationalen Hotel-Guide u. a.

Ueber diese Verwaltungsaufgaben hinaus und nebst der Wahrung der Interessen der Schweizer Studenten hat der VSS in Anwendung der dargelegten Konzeption weltweit und frei von parteipolitischen, konfessionellen, rassischen oder sonst interessegebundenen Ueberlegungen für die allgemeinen Menschenrechte einzutreten, insbesondere dort, wo diese Rechte einzelnen Studenten oder ganzen Gruppen verweigert werden. In grundsätzlichen Auseinandersetzungen sollte sich dabei der VSS an die internationale Studentenn-Devise halten: *Gegenseitiges Verständnis und praktische Solidarität.* Damit wirkt der VSS an einer der vornehmsten Aufgaben der Schweiz mit, Vermittler zwischen divergierenden Meinungen zu sein, politisch Verfolgten Hilfe zu gewähren und an einer grossen, auf Toleranz und Recht aufgebauten Gesellschaft mitzubauen.

Ein besonderes Augenmerk ist auf die Studenten der Entwicklungsländer zu richten, die vielfach eine beträchtliche Verantwortung an der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung tragen. Eine apolitische Haltung der Studentenschaft würde in solchen Ländern nur mit verblüfftem Unverstehen quittiert. Gerade hier lohnt sich schon ein intensiver Gedankenaustausch, wie er beispielsweise während Studentenkonferenzen gepflegt wird; *hier sind Fachseminarien, z. B. über Selbsthilfeorganisationen)* besonders wirksam, werden doch die Studentenführer oft schon kurz nach Studienabschluss an verantwortungsvolle Regierungs- oder Verwaltungsposten gestellt. Umgekehrt erhalten wir aufschlussreiche Einblicke in die Verhältnisse der betreffenden Länder und lernen die

Fortsetzung auf Seite 12

Fortsetzung von Seite 7

Dialog um die Zukunft

so im Glauben, dass die jetzige Welt nicht das ist, was sie sein soll, nicht das, was in der biblischen Sprache »Reich Gottes« heisst.

Das gilt aber nicht nur von den bürgerlich-westlichen, sondern auch von den östlich-sozialistischen Gesellschaften. Natürlich wird darauf Herr Farner sagen: »Das gilt für mich genauso, auch für mich ist die jetzige sozialistische Gesellschaft nicht das Letzte.« Aber ob es wirklich dasselbe ist, wäre erst zu untersuchen.

Christliche Gesellschaftskritik hat in allen Ordnungsstrukturen eh und je dafür einzustehen, dass die Verhältnisse so verändert werden, um Raum für eine bessere Mitmenschlichkeit in allen Bereichen des Daseins zu ermöglichen.

Farner: Ich behaupte, dass die christliche Gesellschaftskritik hervorgerufen ist durch die Realkonkurrenz des Marxismus. Der Marxismus integriert von vornherein die Gesellschaftskritik. Ich kann aber Christ sein, ohne an der Gesellschaft Kritik üben zu müssen, ohne ändern zu wollen Ein Marxist hingegen muss unbedingt gesellschaftsverändernd sein, er ist der aktive Mensch. Ich gebe zu, dass das Christentum in der heutigen Situation in die Gesellschaftskritik eingetreten ist. Es muss sich fragen: Soll ich ändern, kann ich ändern, wie ändere ich?

Das Christentum ist durch die reale Situation, durch die Praxis gezwungen, mit dem Marxismus in Realkonkurrenz zu treten.

Rich: Zugegeben, die christliche Gesellschaftskritik ist bestimmt auch unter dem Eindruck des Marxismus entstanden, aber es will mir nicht einleuchten, dass diese Gesellschaftskritik überhaupt hätte möglich werden können, wenn sie nicht wenigstens potentiell im Glaubenszeugnis der Bibel angelegt wäre. Nehmen wir z. B. den Buddhismus. Auch er steht in Realkonkurrenz zum Marxismus, doch er hat sich bis jetzt noch nicht darangemacht, eine eigene Gesellschaftskritik zu entwickeln. Implizit ist aber etwa bei Paulus die Gesellschaftskritik doch schon angelegt, z. B. im Philemonbrief: Ein Sklave ist seinem Herrn, Philemon, davongelaufen und hat bei Paulus Zuflucht gesucht. Paulus schickt nun allerdings den Sklaven zurück, aber er sendet dessen Herrn zugleich einen Brief. Darin ermahnt er Philemon unmissverständlich, im Herrn als auch – das ist hier entscheidend – »en sarki« (= griechisch im Fleische) aufzunehmen. »Sarx« bedeutet in diesen Zusammenhängen die weltlichen, also gesellschaftlichen Verhältnisse. Hier ist doch implizit eine Gesellschaftskritik angelegt: Denn wenn der Sklave wirklich ein Bruder des Philemon werden soll, auch in den weltlich-gesellschaftlichen Verhältnissen, dann muss die bestehende gesellschaftliche Struktur verändert werden, um das in einem realen Sinn möglich zu machen. Heute sind wir gefordert, diese implizite Gesellschaftskritik explizit auszuüben.

Farner: Das Ganze ist natürlich eine dialektische Angelegenheit. Ich behaupte immer, dass der Christ vom Marxisten in der Praxis noch sehr viel lernen kann. Ich meine aber auch, dass der Marxist vom Christen inbezug auf die persönliche Anthropologie, auf die transzendentalen Fragen ebensoviel zu lernen hat. (Das haben leider viele meiner Freunde noch nicht eingesehen.) Beide Anschauungen können sich ergänzen, wir wissen nicht, was im Jahr 2500 diskutiert wird. Wir sind heute aber am Beginn der gegenseitigen Einsicht. Diese gegenseitige Einsicht betrachte ich als sehr positiv. Ich möchte die Christen ganz und gar nicht missen. *(Applaus und Lachen im Publikum.)*

Ihr Studium nähert sich dem Abschluss. Die **Dissertation** erfordert von Ihnen eine weitere Anstrengung!

Um Zeitaufwand und Kosten möglichst niedrig zu halten, steht Ihnen ein Schweizer Fachmann zur Verfügung, der sich seit 20 Jahren auf den Druck von Dissertationen spezialisiert hat.

Unverbindlich stehen Ihnen folgende Unterlagen zur Verfügung:

Muster-Dissertation
Anleitung für Druckvorbereitung
Verlagskatalog für bish. Diss.

Juris Druck + Verlag
Dr. H. Christen
Basteiplatz 5, 8001 Zürich
Tel. (051) 27 77 27

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.

Name: _____
Vorname: _____
Wohnort: _____
Kanton: _____
Strasse: _____
Fakultät: _____

(bitte in offenem Couvert mit 5 Rp. frank. zustellen)

Moskau: Kritik und Anerkennung

Naive Phrasen

Seinen Eindruck einer dreiwöchigen Russlandreise hielt Hannes Meier für derart bedeutend, dass er damit gleich eine Seite im »Zürcher Student« füllte. Nun könnte man seine im grossen ganzen eher belanglosen Aeusserungen, die von keiner besonderen Beobachtungsgabe zeugen, ohne Aufhebens in den Papierkorb stopfen, wären da nicht einige perfide Bemerkungen eingestreut, die nicht unerwidert bleiben sollten.

Es heisst etwa: »Eine Chemiestudentin erzählte mir, dass selbst die Prawda Fehler im russischen Vorgehen von 1956 (in Ungarn) zugegeben habe. Man verglich aber diese Fehler *sehr zu Recht* mit den amerikanischen Interventionen in Vietnam.«

Es ist empörend, am 10. Jahrestag des Aufstandes in Ungarn eine solche – zugegeben naive – Phrase in einer Studentenzeitung serviert zu bekommen. Drückt sich darin etwa die Solidarität mit unseren ungarischen Studenten aus? – Dass die Prawda Fehler im Vorgehen (sprich Sündenböcke) gefunden habe, wird offenbar als Beweis für die Liberalität des Systems angesehen – eine erschütternde Argumentation! Wo bleiben da, ist man geneigt zu fragen, die deportierten und erschossenen »Reaktionäre«, die verhafteten Schriftsteller, Stacheldraht, Minen und Mauern an der Grenze?

In einem Abschnitt wie dem folgenden offenbart sich die Herkunft dieser Geistesblitze vollends: »Gerade an Hand dieser Aeusserlichkeiten lässt sich konstatieren, wie sehr die kommunistische Lehre dem russischen Wesen entgegenkommt. Weltraumfahrt, sowjetisches *Wirtschaftspotential* und so weiter sind Dinge, die den Durchschnittsrussen *in Ekstase versetzen* ... Doch der Russe will nicht in erster Linie als Privatmann sein Leben geniessen, sondern glauben: an die Zukunft seines Staates, an dessen Grösse und an den Wert seiner Arbeit, die diese Zukunft einen Schritt näher bringt.«

Die beiden Sätze assozieren gewisse Flüsterwitze, die im Osten über die Propagandasentenzen des Staates kursieren – hier werden sie offensichtlich mit vollem Ernst angepriesen. Ueber die Tatsache, dass ein Buch wie »Doktor Schiwago«, die wohl subtilste Darstellung der russischen Entwicklung, in der Sowjetunion nicht erscheinen durfte, darüber hat sich unser Federheld offenbar keine grossen Gedanken gemacht. Damit soll die unbestrittene Gastfreundschaft, die grosse Vaterlandsliebe, der liebenswerte Charme oder die Aufgeschlossenheit der Russen keineswegs geleugnet werden; ihr Verhältnis zum Regierungssystem bleibe dahingestellt. Aber eben dieses System in seiner Totalität, seiner brutalen Machtgier zu verkennen, deutet auf eine kärgliche Einsicht in die Geschichte der letzten Jahre hin.

Eine wässerige Mischung von oberflächlicher (und zudem einseitiger) Beobachtung, albernen Einwürfen, absonderlichen Schlüssen und nach östlicher Propaganda stinkenden Phrasen kennzeichnet den ganzen Artikel. – Die Redaktion stellte Hannes Meier als »reinen Toren« vor – ein solcher muss sich wahrscheinlich zuerst die Hörner abstossen. Aber musste dies ausgerechnet hier und zu einem solchen Thema geschehen?

Thomas Fries

echo

Parzivals verwegen-tumbe Forderung ist erwidert: Hannes Meiers Russlandartikel hat Zürichs studentische Gralsritter massenweise auf den Plan gerufen, dem Toren seine Torheit klar zu machen. Nichts dagegen! Im Gegenteil: höchst erfreulich. Man diskutiert. Eine Auswahl der Reaktionen sei hiermit vorgestellt; weitere Beispiele werden im nächsten »zs« folgen.

Die Redaktion

Hat die Sowjetunion nur Fehler begangen?

Lieber Hannes,

Vielleicht wirst Du mir die Kompetenz absprechen, denn ich war noch nie, nicht einmal drei Wochen lang in der Sowjetunion. Wenn ich mir dennoch das Recht nehme, Deinen Reisebericht mit einigen kritischen Bemerkungen zu versehen, so darum, weil ich bis 1956 in Ungarn lebte, wo ich immerhin auch Gelegenheit hatte, das kommunistische Alltagsleben kennenzulernen.

Du sagst, Du seist ohne Vorurteile in die Sowjetunion gereist, aber doch mit dem »Zweck, den gordischen Knoten westlicher Vorurteile durch eigenen Augenschein zu zerhauen«. Die Annahme, dass alle westlichen Meinungen über die Sowjetunion grundsätzlich falsch seien, ist freilich an sich schon ein Vorurteil. Und so könnte man über Deinen – verzeihe den Ausdruck – rührend naiven Bericht Punkt für Punkt diskutieren, ich will Dir indessen nur eine Einzelheit, die Ungarn betrifft, zu bedenken geben.

Um den Beweis für die liberale politische Atmosphäre der Sowjetunion zu erbringen, führst Du u. a. eine Aussage an, nach welcher »selbst die Prawda Fehler im russischen Vorgehen von 1956 zugegeben habe«. Weisst Du, dass diese Formulierung von den Polen und Ungarn gegenüber begangenen Fehlern nicht neu ist? Sie wurde von sowjetischen Regierungssprechern anfangs November 1956 gebraucht, einige Tage vor dem zweiten Angriff der Roten Armee auf Budapest. Wenn sie heute wiederholt wird? Nun, dass ein Volksaufstand blutig und grausam niedergeschlagen wurde, dass die Sowjetregierung Resolutionen der Vereinten Nationen missachtet hat, dass Ministerpräsident Nagy und Verteidigungsminister Maléter, beide nach einem russischen Wortbruch, verhaftet und 1958 nach einem geheimen Prozess hingerichtet wurden, man kann diese Ereignisse wiederum als »Fehler« bezeichnen. Man kann ihnen auch andere Namen geben.

Aber darum geht es nicht mehr, sondern um die Gegenwart: An eine so bieder-friedliebende Sowjetunion zu glauben, wie Du sie uns vorstellst, fällt schwer, sehr schwer, solange es nur bei solchen angeblichen Geständnissen bleibt. Die logische Frage, die Du nicht stellst, müsste heissen: Welche Konsequenzen hat die Sowjetunion aus der Erkenntnis gezogen, dass sie in Ungarn Fehler begangen hatte? Keine. Wäre die Revolution 1956 in Budapest von der Roten Armee nicht niedergeschlagen worden, so gäbe es heute kein kommunistisches Ungarn mehr. Die russischen Divisionen stehen aber weiterhin in allen osteuropäischen Satellitenstaaten, bereit, die »Fehler« vom Herbst 1956 zu wiederholen.

Wenn Du also, lieber Hannes, zu Deinem famosen »Ergo« gelangst und die Schlussfolgerung ziehst, wir sollen der sowjetischen Lebensweise gegenüber tolerant sein, so vergisst Du allerdings etwas: dass die Sowjetunion den osteuropäischen Völkern genau das nicht gewährt, was Du – vom behaglichen Westen aus sprechend – den Russen so gerne gönnst, nämlich das Selbstbestimmungsrecht. Deine Belehrung, es gelte, »die uns adäquate Lebensform zu finden«, tönt angesichts der unterdrückten Osteuropäer wie ein Hohn.

Mit freundlichem Gruss

Andreas Oplatka, phil. I

Mit Verlaub gesagt ...

... Dein Artikel (»So sah ich die Sowjetunion«) mag mir nicht so recht gefallen, Hannes Meier. Ich weiss, dass Dich das wenig beeindrucken wird, ich habe von Deinem beneidenswerten Selbstbewusstsein im letzten Zürcher Studenten gelesen, wo da steht: »Hannes Meier kümmert nicht, wer was über ihn denkt.« Beneidenswert, in der Tat.

Und beinahe schrecke ich ob meiner Dreistigkeit zurück, einen zukünftigen Redaktor des Zürcher Studenten mit der Feder angreifen zu wollen. Noch dazu jemand, der »sich leistet, was sich fast niemand leisten kann«.

Mit Verlaub gefragt, muss der Zürcher Student in diesen Revue- oder Twen-Stil verfallen?

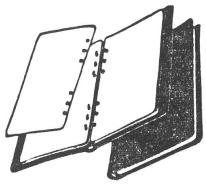
Der Stil schadet nämlich auch der Sache, und wenn diese Sache Russland heisst, so regt sich in mir nicht nur das, was Du etwas tendenziös als den »dressierten Antikommunisten« bezeichnest. Die seriöse Auseinandersetzung mit diesem Land ist ein Muss, die unseriöse verantwortungslos. Ich weiss dies mindestens seit diesem Sommer, seit ich selber dort war. Wie weit man allerdings auf dem Weg zum objektiven Standpunkt gelangt, das wage ich nicht abzuschätzen.

»Fast niemand kann es sich leisten, in Russland das zu sehen, was es wirklich zu sehen gibt, jedermann ist verpflichtet, das zu schreiben, was verlangt wird.« So beginnt das Vorwort zu Deinem Artikel, womit Dir gewissermassen die Monopolstellung auf authentische Berichterstattung gesichert wird. Zugegeben, es tönt gut – als Reklame. »Noch nie Gesehenes!«, »Neu!« Die Masche ist so alt, wie sie neu zu sein vorgibt. Die Vorwarnung, die dann noch folgt, wirkt wie das Kleingedruckte im Prospekt, sie wird kaum mehr beachtet. Es heisst dort, der Bericht schildere nur Eindrücke, wolle nur Probleme aufwerfen, sie nicht lösen.

Problematische Sätze sind keine Diskussionsgrundlage mehr, wenn sie so apodiktisch hingeworfen werden wie z. B.: »Den Russen steht es frei, Gottesdienste zu besuchen, ohne deswegen staatliche Sanktionen gewärtigen zu müssen.« Man bedenke: diese Erkenntnis nach knapp drei Wochen in Russland! Du willst Dich selber über die »siebenmalklugen Journalisten« auf-

Auto-Fahrschule Tel. 90 11 82
A. Baumann + Grob Tel. 93 02 23
– 10% Std.-Rabatt – Treffpunkt Hochschulnähe – Ruhiger Unterricht – Schulwagen Opel Rekord 1966

BIELLA Ringbücher und Kollegbücher



Seit Jahrzehnten eine bekannte BIELLA-Spezialität!
In vielen Formaten und Farben,
mit 2, 3, 4 und 6 Ringen,
elegante, gepflegte Ausführung in Leder, Kunstleder und Plastic.
In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!

WINTERPNEUS
zu günstigen Preisen

FIRESTONE, GOODYEAR,
DUNLOP, KLEBER, etc.
aufgummierte Reifen
Montage – Auswuchten
PNEUHAUS W. H. KLEINHEINZ **8033 Zürich**
Culmannstrasse 83 (beim Hotel Rigihof) Tel. 28 37 15

Abt. VI Fachschule für med. Hilfsberufe
MIZ
modernst eingerichtet, neuzeitliche Unterrichtskonzeption
Tech. Leitung: M. Sommerhalder
Abt.
VI a Fachschule für med. Laborantinnen
VI b Fachschule für Arztgehilfinnen Mitglied des schweiz. Verbandes dipl. Arztgehilfinnen (VDA)
VI c Berufswahlschule für med. Hilfsberufe
VI d Fernkurse für med. Hilfspersonal
VI e Fortbildungskurse für med. Hilfspersonal
Semesterbeginn: 24. 4. 67
Morphologisches Institut Zürich
Direktion: Hermann Holliger
Josefstr 92, 8005 Zürich, Tel. (051) 44 83 35
Neubau Nähe Hauptbahnhof/Limmatplatz

Für Ski zu Stadi!
Alle bewährten Marken in Holz, Plastik und Metall in reicher Auswahl!
Fachmännische Beratung
Eigene Ski-Werkstatt
Alte Ski werden an Zahlung genommen!
Vermietung
Zollstrasse 42 beim Hauptbahnhof Telefon 051 44 95 14
Stadi-Sport 8005 Zürich

USBGS
SCHWEIZERISCHE BANKGESELLSCHAFT
Union de Banques Suisses
Unione di Banche Svizzere
Union Bank of Switzerland
Ueber 90 Niederlassungen in der Schweiz

schwingen, aber ob Dich dabei solche Halbwahrheiten tragen werden?

Ich will nicht weiter auf den Artikel eingehen. Ich will aber meinen, dass wir Studenten mehr der Sache wegen schreiben sollten. Wenn darob Stil und Aufmachung nicht leiden – und sie müssen es keineswegs –, dann um so besser. Aber bitte nicht umgekehrt. Du wirst mit mir sicher einiggehen, Hannes Meier, dass Russland ein ernstes Thema darstellt. Mit »dressiertem Anti-kommunismus« kommen wir ihm nicht bei, da hast Du recht. Aber auch nicht mit dem scheinbar intellektuelleren Gegenteil, dem modischen Anti-Antikommunismus.

Und schon gar nicht mit dem Heldenepos eines Russlandfahrers.

Hans Bollmann, stud. iur.

Erlebnisberichte und Information

Sehr geehrter Herr Redaktor,

Gerne benütze ich die Gelegenheit eines Gesprächs mit einem Ihrer Redaktoren, um Ihnen für die Novembernummer des »Zürcher Studenten« zu gratulieren. Es scheint mir ein gelungenes Stück Information über aktuelle Zürcher Hochschulprobleme und dann auch weiterer Fragen heutiger Aktualität zu sein.

Dabei sticht natürlich das Thema »Sowjetunion« hervor: die aus der berufenen Feder von Oberstkorpskommandant Uhlmann stammende Darlegung über die militärische Stärke und Strategie der Sowjetarmee wird in glücklicher Weise ergänzt durch den persönlichen Reisebericht von Hannes Meier. Diese Reiseeindrücke riefen in mir lebendige Erinnerungen an eigenes Erleben wach.

In der heutigen Zeit, da vielfach ideologisierte Fertigurteile uns endgültige Stellungnahmen aufdrängen möchten, sind Blicke in die alltägliche Wirklichkeit der Menschen anderer Regionen sehr bedeutsam. Wie Hannes Meier selber sagt, kann eine kurze Reise in ein so grosses und komplexes Land nichts Endgültiges aussagen wollen. Man kann gerade nur erzählen, was man erlebt hat. In solchem persönlichen Bemühen kann aber ein Schlüssel dafür liegen, die historische Bedingtheit vieler Phänomene und Ereignisse in der Sowjetunion zu erkennen.

Damit aber lernt man, auf Schwarz-Weiss-Malerei zu verzichten, was bei der Interpretation persönlicher Erlebnisse sehr bedeutsam ist. Ich möchte hier nur auf einen Aspekt hinweisen, der mich besonders beschäftigt: die Kirche in der Sowjetunion. Kirchliche Verantwortliche und atheistische Propagandisten würden wohl darin übereinstimmen, dass die Mehrheit der russischen Bevölkerung wenigstens nach aussen hin in einem Säkularismus lebt. Das ist der Hintergrund für die teils verwunderte, teils spöttische Reaktion mancher Leute auf Fragen nach der Religiosität. Anderseits denkt man daran, wie die christlichen Kirchen jenes Landes in ihrer eigenen geschichtlichen Entwicklung in keiner Weise auf die Situation der Verkündigung in einer säkularen Gesellschaft vorbereitet sind, wohl aber um den Sinn des Leidens wissen. Der heutige Staat scheint auf die offene Vergewaltigung der Gewissen zu verzichten. Zugegebenermassen betreibt er jedoch eine ideologische Beeinflussung und also eine atheistische Erziehungspolitik. Dass daneben administrative Massnahmen zur Beschränkung kirchlicher Tätigkeit erfolgen, wird von Zeit zu Zeit sichtbar. So muss man denn auch im heutigen Russland die »in Betrieb befindlichen Kirchen« richtig suchen, denn diese stehen nicht im Blickwinkel der Oeffentlichkeit. Die Gläubigen wissen sie indessen zu finden . . . Derartige Sachverhalte verbieten es einem, der nur kurze Zeit das Land bereist, aus dem Fehlen von öffentlichen christlichen Manifestationen oder aus dem Besuch einiger überfüllter Gottesdienste zwingende allgemeine Schlüsse über die Religiosität jenes Volkes zu ziehen.

Hannes Meier hat sich dazu verleiten lassen, seine anfangs geäusserte Absicht, endgültige Urteile zu vermeiden, nicht immer durchzuhalten. So sagt er, dass nach seiner Meinung Kirche und Staat in eins verschmolzen seien. Ich hege Zweifel daran, dass er dafür schlüssige Belegstellen anführen kann, ausser er verweise auf allerlei pseudoreligiöse Verhaltensweisen und säkularisierte Zeremonien wie die Prozession vor dem Sarkophag Lenins.

Doch könnte H. Meier dennoch eher recht haben, als er vielleicht selber ahnt, indem vor einem Jahr zwei orthodoxe Priester in einer öffentlichen Erklärung vom Staat und von ihrer Kirche eine konsequentere Durchführung der offiziellen Trennung von Kirche und Staat verlangten. Sie sind der Meinung, dass die strenge Staatskontrolle der kirchlichen Aktivität zu einer staatlichen Lenkung der Kirche führen kann.

Erlebnisberichte müssen also in ein grosses Ganzes von vielerlei Informationen eingereiht werden, aber dürfen nie von einem so oder anders gearteten Dogma her entworfen sein, wenn sie auch nur einen gewissen Grad an Objektivität beanspruchen wollen. Aber dazu braucht es eben Leute, die sich mit möglichst wenig Vorurteilen behaftet solchem Erleben dafür aussetzen, dafür aber viel Wissen um Geschichte und verifizierte Sachverhalte mitbringen – und das möchten wir eigentlich gerade von Studenten in höchstem Mass erwarten.

Eduard Wildbolz, Studentenpfarrer

Koordinierte Primarschulen

Was die Demokratisierung der Studien betrifft, hat man allzu oft nur von der finanziellen Hilfe an Studenten gesprochen – verbunden mit einer besseren Information der Schüler und Eltern von der Primarschule an. Es ist jedoch heute eine anerkannte Tatsache, dass die Hindernisse, die einer gerechten Vertretung aller Bevölkerungsschichten in der Studentenschaft im Wege stehen, mehrheitlich psychologischer Art sind. Bis jetzt hat man auch der Tatsache, dass die Demokratisierung der Studien direkt von der Infrastruktur des Schulwesens abhängt, zu wenig Bedeutung geschenkt.

Allzu weitreichende Unterschiede

Wir wollen einmal die kantonalen Schulordnungen auf der Primar- und Sekundarschulstufe näher betrachten:

Je nach Kanton erfolgt der Schuleintritt im Alter von 6 bis 7 Jahren und 3 Monaten. In fünf Kantonen beläuft sich die obligatorische Schulzeit auf 7 Jahre, in 13 anderen Kantonen auf 8 Jahre, während in 3 Kantonen 9 Schuljahre verlangt werden. In mehreren Kantonen gibt es auch ein fakultatives 10. Schuljahr. In einem ungenannten Kanton ist die obligatorische Schulpflicht für die Knaben 9 Jahre und für die Mädchen 8 Jahre! Auf der Sekundarschulstufe sind die Unterschiede noch grösser. Je nach Kanton erfolgt der Uebertritt in eine Sekundarschule mit Lateinunterricht zwischen dem 5. und dem 10. Schuljahr! Trotzdem finden in allen Kantonen die Maturitätsprüfungen nach einer Schulzeit von 12 bis 13½ Jahren statt. Wenn man weiss, dass die Maturitätsanforderungen eidgenössisch festgesetzt sind, kann man sich die Unterschiede in der Vorbereitung der Kandidaten und – falls sie die Prüfung bestanden haben – ihre unterschiedlichen Kenntnisse beim Studienantritt an der Universität mühelos vorstellen.

Es sei unterlassen, hier die komplizierten Schulsysteme der Sekundarschulen, der Progymnasien und Gymnasien zu erläutern. Die Benennung und die Gliederung wechseln meistens von einem Kanton zum andern. Zudem haben die Kantone oft so individuelle Lehrprogramme, dass sich Privatfirmen oftmals geradezu gezwungen sehen, Privatkurse für ihre Lehrlinge zu veranstalten, um sie auf die gleiche Ausbildungsstufe zu bringen.

Es ist andererseits auch bekannt, dass die Kinder einer Familie, die ihren Wohnort wechselt und in einen anderen Kanton übersiedelt – sogar wenn das innerhalb desselben Sprachgebietes geschieht –, grosse Schwierigkeiten haben, sich an die neue Schulordnung anzupassen und in der Regel ein Jahr verlieren. Hinzu kommt, dass in 16 Kantonen das Schuljahr im Frühling, in den anderen aber im Herbst beginnt. 1967 (bis zu diesem Zeitpunkt wird Westdeutschland auf Herbstbeginn umstellen) werden die 16 Kantone, zusammen mit Liechtenstein und Japan, mit dem Frühlingsbeginn allein dastehen.

Es mangelt in unserem Land an Kadern und ausgebildeten Arbeitskräften, und trotzdem kümmert man sich wenig um ein koordiniertes Schulwesen auf eidgenössischer Ebene. So geht schon auf der Stufe der obligatorischen Schule ein gewisser Prozentsatz des Nachwuchses verloren. Es handelt sich hier nicht darum, die kantonale Schulhoheit in Frage zu stellen. Wichtig ist, dass man die dringende Notwendigkeit einer *Koordination* auf allen Stufen einsieht. Bis zu einem gewissen Grad lässt sich die Koordination unter den Universitäten unabhängig vom übrigen Schulwesen verwirklichen, aber sie wird erst dann ihren wahren Sinn haben, wenn die Primar- und Sekundarschulen ihrerseits koordiniert sind und infolgedessen alle Studenten beim Uebertritt in die Universität denselben Bildungsgrad haben. Die Kantone müssen sich um ein besseres Schulwesen bemühen. In einem Land, in dem das wirtschaftliche System einheitlich ist und das den Bürgern Bewegungsfreiheit gewährt, ist dies eine grundsätzliche Forderung. Die Antwort auf diese Forderung stellt den helvetischen Föderalismus auf die Probe. Wird er in einem engen Partikularismus ausarten oder einen wirksamen Aufschwung zur Neugestaltung gestatten und somit einen endgültigen Rückstand der Schweiz gegenüber seinen Nachbarn verhindern? That is the question . . .

Denn unsere Nachbarn unternehmen nämlich alles, um den Anschluss nicht zu verpassen, und Hessen sei nur ein Beispiel aus vielen:

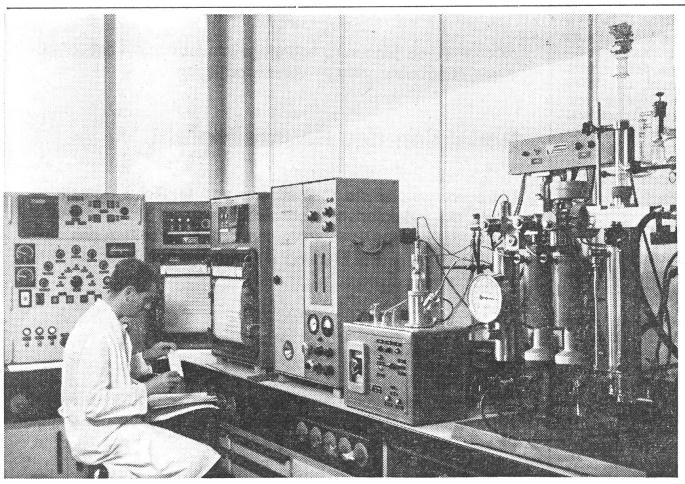
Im Rahmen des »Grossen Hessenplanes« wurde beschlossen, 200 von den 400 Schulzentren, die zur Durchführung der Schulreform erforderlich sind, bis 1974 fertigzustellen. 100 sind bereits erstellt worden. Die dann noch erforderlichen 100 Dörfergemeinschaftsschulen werden in den darauf folgenden Jahren entstehen. Die Gesamtkosten werden auf 1,25 Milliarden DM geschätzt. Hiervon sollen nach dem Grossen Hessenplan 658 Millionen DM auf den Zeitraum von 1965 bis 1974 entfallen. Das Land Hessen übernimmt 66% der Kosten, wobei die staatliche Beihilfe zur Errichtung einer Mittelpunktschule 80% erreichen kann. Während dieser Zeit werden 4400 Schulräume, einschliesslich 200 Turnhallen im Lande Hessen, das 5 Millionen Einwohner zählt, errichtet.

Forderung an die Schweiz

Wenn man, wie eben in Hessen, alle denkbaren Anstrengungen unternimmt, eine Schulreform durchzuführen und wenn man alle Beteiligten über die Vorteile des neuen Systems aufklärt, ist es möglich, jedem Kind gemäss seinen Fähigkeiten die bestmögliche Ausbildung mit den modernsten Methoden zu geben. Trotz verdienstvoller Bemühungen sind wir in der Schweiz noch weit von diesem Ziel entfernt: die zu grossen Unterschiede hemmen den normalen Verlauf der Studien; zudem ist die Infrastruktur unserer Schulen noch ungenügend. Wir sind überzeugt, dass ein Entwicklungsplan wie der Hessische auch in der Schweiz durchführbar ist. Aber dazu braucht es den gemeinsamen Willen der Bevölkerung, der Kantone und der Eidgenossenschaft. Das Volk muss die erforderlichen Aufwendungen und die daraus resultierenden Steuererhöhungen annehmen. Die Kantone müssen sich zusammenschliessen und gemeinsam planen. Sie müssen z. B. der Tatsache ins Auge sehen, dass einige Schulgemeinschaften, besonders in der Nähe der Sprachgrenzen, interkantonal werden. Bei der nächsten Bundesverfassungsrevision sollte ein Artikel aufgenommen werden, der es dem Bund erlauben würde, den Kantonen Beiträge an ihre Ausgaben für das gesamte Schulwesen zu entrichten.

Wenn sich die Schweiz im internationalen Wettbewerb behaupten will, muss sie sich energisch an die Entwicklung und Neugestaltung ihres Schulwesens heranmachen!

Theodor Buss



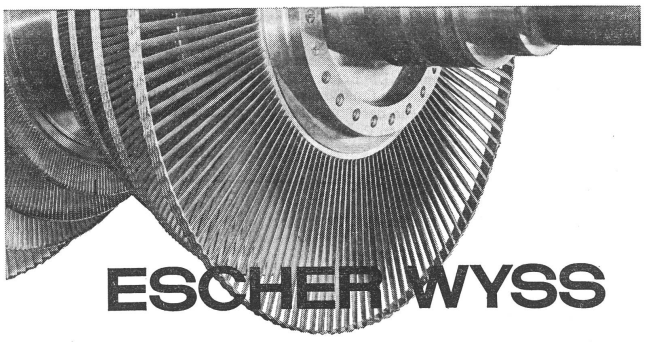
Wissenschaftliche Forschung und praktische Technik – in den Sulzer-Produkten sinnvoll verbunden

Ausgewählte Werkstoffe, materialgerechte Bearbeitung und hohe Genauigkeit der Teile ergeben beste Maschinen und Apparate. Wissenschaftlich überwachte Fabrikation verwirklicht den Fortschritt im hochstehenden Sulzer-Produkt.

SULZER

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur

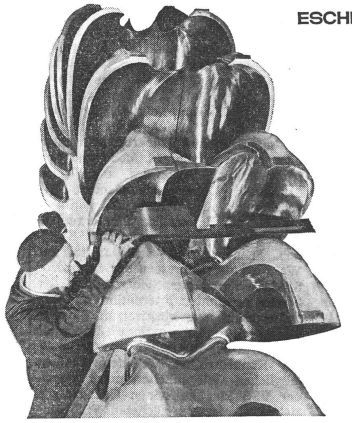
1112-1



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



theater

Offener Brief an Thomas Held

die Redaktion des »zürcher studenten« hat mich aufgefordert, die Retourkutsche zu besteigen. Ich will mich dieser freundlichen Einladung nicht entziehen, obwohl ich gerne das Ende meines Militärdienstes abgewartet hätte, denn ich möchte Deinen Brief sorgfältig beantworten. Leider stehen mir heute die nötigen Unterlagen nicht zur Verfügung.

Helden haben ein kurzes Gedächtnis. Wirkliche Helden werden nicht gerne an ihre Grosstaten erinnert. Es bleibt den Bürokraten und Funktionären vorbehalten, ihnen den Ablauf eines Geschehens in seinen Einzelheiten aufzuhellen. Ich sehe mich gezwungen, diese Aufgabe zu übernehmen. Allerdings muss ich Dich um Geduld bitten, bis ich unser einsames Büro wieder bezogen habe. Für die nächste Ausgabe des »zürcher studenten« wird es reichen. Und sollte es mir gelingen, Deine Gedächtnislücken auszufüllen, so ist Dir und mir gedient.

Gestatte mir, heute nur »das Wesentliche« herauszugreifen. ‚Wesentlich ist', schreibst Du, ‚dass der VSST, der VSS, die »schweizerischen Studenten« versagt haben. Wesentlich ist, dass das Image (!) der Schweizer Studenten, das man nicht überschätzen soll, einen Schlag bekommen hat.' – Der VSS hat nicht versagt. Der VSS hat weder mit der Polen-Tournee noch mit dem Gastspiel der »Hammersänger Berlin« etwas zu tun. Der Name des VSS ist gefallen, weil der VPC über seinen eigentlichen Aufgabenbereich, nämlich »die Verbindung zwischen VSS und VSST herzustellen«, Arbeiten für den VSST übernommen hat, da der Präsident des VSST (Studentenbühne Freiburg) Mitte Oktober ein Examen zu bestehen hatte, da der Geschäftsführer des VSST (SU Lausanne) sich im Militärdienst befand, und da der Vizepräsident des VSST (Studentenbühne Zürich) sich anderweitig so sehr verpflichtete, dass er sich ausserstande erklärte, den geringsten Beitrag für die Organisation der Tournee auch nur in Zürich zu leisten. Nur nebenbei sei auf die erstaunliche Tatsache hingewiesen, dass, wie Du behauptest, die Studentenbühne Zürich erst im Oktober von den geplanten Gastspielen erfahren habe, obwohl der VSST diese Tourneen bereits im Mai in sein Programm aufgenommen hat und obwohl die Studentenbühne Zürich durch ihren damaligen Präsidenten im Vorstand des VSST vertreten ist.

Versagt hat auch nicht der VSST als Institution, versagt haben seine Mitglieder. Ein Verein ist keine Wohltätigkeitsorganisation, im Verein gibt es kein Nehmen ohne Geben. Und – Erfolg verlangt vereinte Leistung. In diesem Sinn – ich gebe Dir recht – haben die »schweizerischen Studenten« versagt. Ich verstehe nur Deine Anführungszeichen nicht. Sie verteidigen die Ansicht, dass ein Verein als Einmannbetrieb fruchtbar und erfolgreich arbeiten kann. Sie gestatten den Rückzug des Einzelnen und der Gruppe auf ihre Sonderinteressen und machen die Institution und möglicherweise ihre Vertreter dafür haftbar. Das Versagen wird damit zum Dauerzustand. Und Du hast wieder recht: Wird dieser Zustand nach aussen sichtbar, erhält das »Image« einen Schlag. Sieht man die Dinge so, ist man versucht, die Alternative »nichts Gemeinsames tun oder Schläge kriegen« als einzige Möglichkeit zu betrachten.

Lieber Thomas, ich bin auch Deiner Aufforderung nach einer selbstkritischen Untersuchung nachgekommen. Die Lektüre Deines offenen Briefes hat mir die Erkenntnis gebracht. Studentenfunktionäre, die nicht fähig sind, jene Helden zu finden, die für die Sache der Studenten Einsatz leisten wollen, gehören abgeschafft. An einen solchen Platz gehört ein Held.

Mit freundlichen Grüssen Robert Ruoff

Fortsetzung von Seite 9

VSS: Realität oder Resolutionen

Probleme verstehen, was im Blick auf die Zukunft für die exportorientierte schweizerische Wirtschaft und unsere vielfältigen Bindungen mit dem Ausland unbedingt erforderlich ist.

Beschränkungen im studentischen Alltag

Soll der VSS auf Grund seiner Konzeption als Richter über Gut und Böse auftreten und überall auf der Welt bei jeder Verletzung der allgemeinen Menschenrechte protestieren, Hilfe leisten und politische Aktionen einleiten? Nein! Der VSS hat sich vernünftige Grenzen gesetzt, die auch in Zukunft unbedingt beachtet werden müssen: die studentischen Informations- und Verantwortungsfähigkeit (praktische Solidarität) und die beschränkten personellen, finanziellen und organisatorischen Mittel.

Vielfach verfügt der VSS nur über unzulängliche Informationen, z. B. über die Auseinandersetzungen der südkoreanischen Studenten mit ihrer Regierung, den Rassismus gegen die Schwarzen in einzelnen osteuropäischen Ländern, den Umsturz in Algerien, die Verhaftung von Studentenführern in Argentinien etc. Der VSS müsste den besten Nachrichtendienst der Welt besitzen, um sich in allen Fällen ein klares Bild der Lage machen zu können. Ohne gute Informationen soll er sich jedoch nicht einmischen. Eine Aktion sollte auch nur dann unternommen werden, wenn *studentische Verantwortungsfähigkeit* gegeben ist. Vorwiegend wird dies bei Fragen der Fall sein, die Studenten und Hochschulen betreffen. Der VSS wird sich allenfalls zur Frage der politischen Bevorzugung bei der Zulassung zu ostdeutschen Hochschulen äussern können, kann aber kaum zur Wirtschaftspolitik der kubanischen Regierung Stellung nehmen. Protestaktionen allein sind nur selten wirksam. Beispielsweise haben die vielen Protesttelegramme gegen die Verhaftung von sich frei organisierenden spanischen Studenten auf das Regime einen gewissen Einfluss gehabt. Meistens aber sind Worte allein eine billige Demonstration einer Papierideologie. *Die Studentenschaft sollte deshalb nur eingreifen, wenn sie ihren Worten auch praktische Taten folgen lässt, z. B. die Unterstützung eines Mensaprojekts der indischen Studenten, die Solidaritätsaktion für die angolesischen Flüchtlingsstudenten oder die seinerzeitigen Medikamententransporte während des ungarischen Aufstands.* Die einschneidendste Beschränkung aber wird in den geringen *personellen, finanziellen und organisatorischen Möglichkeiten* des VSS liegen. Primär hat er seine Mittel zur Wahrung der Interessen der Schweizer Studenten und zur Sicherstellung der bereits erwähnten internationalen Verwaltungsaufgaben einzusetzen. Die verbleibende, meist geringe Kapazität zwingt in der internationalen Tätigkeit zur Konzentration. Bei den wenigen möglichen Gelegenheiten muss jedoch der VSS klar zu seinen Grundsätzen stehen. Es ist am nächsten VSS-Kongress, die entsprechenden Beschlüsse zu fassen, und am Vorstand, im Sinne dieser Beschlüsse zu wirken.

WUST auf Büchern?

Nach der Ansicht des Bundesrates sollten ab Mitte nächsten Jahres die Bücher wiederum mit einer vierprozentigen Warenumsatzsteuer belastet werden. So schlägt er jedenfalls der Bundesversammlung im Rahmen des Sofortprogrammes zur Beschaffung zusätzlicher Einnahmen vor, unter anderem auf der Freiliste der Warenumsatzsteuer die Bücher zu streichen.

Der Verband der Schweizerischen Studentenschaften (VSS) hat volles Verständnis für die sich aufdrängenden Massnahmen, um dem ein wenig ins Wanken geratenen Finanzhaushalt des Bundes wieder einen sicheren Halt zu geben. Ebenso ist er sich bewusst, dass es der Opfer und Anstrengungen aller Bevölkerungskreise bedarf, um den Bemühungen des Bundesrates um eine gesunde Finanzpolitik zum Erfolg zu verhelfen. Diese Einsicht des VSS erschöpft sich nicht etwa nur in verbalen Zugeständnissen. Er hat sich vielmehr entschlossen, die von der Kommission Stocker und danach vom Bundesrat vorgeschlagene Streichung seiner Bundessubvention widerspruchslos hinzunehmen. Dieses Opfer wiegt umso schwerer, als die finanziellen Mittel unseres Verbandes schon im laufenden Jahr, in dem wir noch in den Genuss der vollen Bundessubvention gelangen, nicht ausreichen werden, um die Aufwendungen unserer Tätigkeit zu decken. Der VSS hat durch diesen Entschluss gezeigt, dass er sich der Verantwortung der Studentenschaft gegenüber der Allgemeinheit bewusst ist. Gleichzeitig hat er seine grundsätzliche Bereitschaft bekundet, im Rahmen seiner bescheidenen Möglichkeiten einen Beitrag zur Wahrung eines ausgeglichenen Finanzhaushaltes zu leisten.

Das Buch bildet zweifellos eines der wesentlichsten, in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen gar das einzige Hilfsmittel zur Wissensvermittlung im akademischen Lehrbetrieb. Jeder Student ist deshalb gezwungen, im Laufe seines Studiums eine Mindestzahl von Büchern zu erwerben. Gerade die wissenschaftlichen Werke und Lehrbücher aber fallen in die höchsten Preisklassen auf dem Büchermarkt. Ungefähr 20% des Bücherumsatzes entfallen auf Hochschulen, Professoren und Studenten. Daraus ist ersichtlich, dass die Wiedererhebung der Wust auf Bücher dem einzelnen Studenten eine empfindliche finanzielle Mehrbelastung bringen würde. Ist es besonders sinnvoll und zweckmässig, wenn der Staat erfreulicherweise auf der einen Seite grosse Anstrengungen unternimmt, um durch finanzielle Hilfe jedem Begabten ein Hochschulstudium zu ermöglichen und auf der anderen Seite durch die Besteuerung eines notwendigen Hilfsmittels zu diesem Studium einen Teil dieser Mittel wieder einkassiert? Ist es besonders ökonomisch, wenn der Bund auf der einen Seite die Hochschulkantone finanziell unterstützt und die Universitäten auf der anderen Seite bei der Einrichtung ihrer Bibliotheken einen Teil dieser Mittel in Form der Wust auf Bücher wieder an den Bund zurückzahlen müssen?

Die Mehrerträge, welche die Wust auf Büchern dem Bund einbringen würde, sind im Verhältnis zu den benötigten Mitteln und den Beträgen, welche die übrigen vorgeschlagenen Massnahmen eintragen, unbedeutend. Der Bundesrat rechnet mit zusätzlichen Einnahmen aus der Wust auf Büchern von 18 Millionen Franken für das Jahr 1968. Andere Quellen bezeichnen diese Erwartungen als zu optimistisch. Der entsprechende Betrag beziffere sich aufgrund des mutmasslichen Umsatzes des laufenden Jahres auf höchstens 7,5 Millionen Franken pro Jahr. Es ist äusserst fraglich, ob dieser bescheidene Mehrertrag den zusätzlichen administrativen Aufwand sowohl der Verwaltung als auch der Privatwirtschaft zu rechtfertigen vermag.

Die Frage der Belastung der Bücher mit öffentlichen Abgaben muss auch noch in einem weiteren, kulturpolitischen Zusammenhang beleuchtet werden. Vor etlichen Jahren hat die Unesco eine Resolution gefasst, welche die Bücher von allen staatlichen Belastungen zu befreien empfiehlt. Unter den zahlreichen Signatarstaaten dieser Resolution befindet sich auch die Schweiz. Als 1958 die Befreiung des Buches von der Wust beschlossen wurde, setzte man diese Resolution in unserem Land in die Tat um. Eine Wiedererhebung der Steuer im heutigen Zeitpunkt würde einen Rückschritt auf dem Weg zur Förderung des Austausches geistiger Güter bedeuten. Diese Massnahme würde wohl auch nicht zur Beseitigung des üblen Rufes beitragen, der die Schweiz im Ausland manchenorts als Holzboden der Kultur erscheinen lässt. Zudem stellt sich auch hier wieder die Frage, ob die zahlreichen kulturellen Institutionen, die vom Bund subventioniert werden, über die Wust auf Bücher vom Bund wieder besteuert werden sollen.

Trotz allen diesen grundsätzlichen Erwägungen wäre die Studentenschaft im Hinblick auf die eingangs erwähnte staatsbürgerliche Verantwortung, und da die übrigen vorgeschlagenen Massnahmen weiteste Bevölkerungskreise treffen würden, bereit gewesen, ihrerseits diese Mehrbelastung mittragen zu helfen. Inzwischen hat jedoch die vorberatende Kommission des Nationalrates beschlossen, die Medikamente auf der Freiliste der Wust zu belassen. Damit ist sie bereit, auf erheblich grössere Mehreinnahmen, nämlich das Doppelte dessen zu verzichten, das die Wust auf Bücher eintragen würde. Angesichts dieser Tatsache sieht sich der VSS gezwungen, sich im Namen der Schweizer Studentenschaft entschieden gegen die Wiedererhebung der Warenumsatzsteuer auf Bücher zu wenden.

Verband der schweizerischen Studentenschaften
Für den Vorstand: Jürg Marti

Fortschrittliche Studentenschaft Zürich

Vietnam und die Presse

Achtung, Sie werden getäuscht – über den Vietnamkrieg. Von wem und in welchem Sinn? Zur Beantwortung dieser Frage trägt eine Untersuchung der Berichterstattung der Schweizer Presse über den Vietnamkrieg bei, die von den Soziologen *Rudolf Steiner* und Willy Winiger vom Soziologischen Institut der Universität Bern unter Leitung von Prof. *Urs Jaeggi* durchgeführt wurde. Die Veröffentlichung der Ergebnisse in der polis-Reihe des EVZ-Verlages Zürich (»Der Vietnamkrieg und die Presse« erregte Aufsehen, Zustimmung, Protest.

Indessen führten die Soziologen ihre Untersuchungen weiter und werden das Gesamtergebnis ihrer Beobachtungen den Zürcher Studenten darlegen:

»*Vietnam im Zerrspiegel der Presse*«

Oeffentliche Veranstaltung der FSZ. Donnerstag, den 15. Dezember, 20 Uhr, in der Universität.

Experimental Theatre Group of Cambridge

Shakespeare: Comedy of Errors

Do. 15., Fr. 16., Sa. 17. Dezember
Eingangshalle der Universität, 20.30 Uhr
(Vorverkauf beachten)

Gesucht werden noch einige **Schlafplätze** für die Engländer. Einmalige Gelegenheit, Freundschaften mit englischen Studentinnen und Studenten aufzubauen.

Bitte möglichst sofort melden bei:
Ernst Willi, Riedhofstrasse 92, 8049 Zürich, Telephon 56 72 89.

UITU

Präsidiumssitzung

vom 6. bis 10. Januar 1967 in Zürich
Vertreter aus 15 europäischen Ländern.

Gesucht werden Mitarbeiter für die Organisation, Dolmetscher usw.
Bitte melden bei:

Sonja Augustin-Gusmann, Präsidentin der UITU, Telephon 32 02 86.

Professor Lutz

der Verfasser des in unserer letzten Nummer besprochenen Buches »Victor, das Wildkind«, distanziert sich ausdrücklich von den in seinen Text eingestreuten Vignetten von John Lennon, die er als Ausgeburten einer dekadenten Phantasie bezeichnet.

Verschiedenes

ABSCHRIFTEN VON DISSERTATIONEN, stilgewandt und an exaktes Arbeiten gewöhnt, empfehle ich mich. Tel. 56 60 12 (nachmittags und abends).

Industrieunternehmen im Raume Zürich

möchte einen jüngeren, schreibgewandten und kontaktfreudigen Mitarbeiter mit der verantwortlichen

Redaktion der Hauszeitschrift

betrauen, welche die thematische und textliche Gestaltung sowie die redaktionelle Ueberarbeitung und Dokumentation einzelner Beiträge von Fachleuten oder Mitarbeitern aus dem Betrieb umfasst. Bei Eignung und Erfahrung würden wir ihm zudem unsern

Pressedienst

übertragen, der ihm durch Kontakt mit Radio, Presse und Fernsehen zusätzlich Gelegenheit zu journalistischer Tätigkeit bietet.

Wenn Sie für dieses Aufgabengebiet Interesse haben – auch wenn Sie mit drucktechnischen Fragen noch nicht vertraut sind –, bitten wir Sie, sich unter Chiffre 41010–42 an Publicitas, 8021 Zürich, mit uns in Verbindung zu setzen.

Die Eidgenössische Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau, Wädenswil, sucht einen erfahrenen

Chemiker

für die Prüfung von neuentwickelten Hilfsstoffen für den Pflanzenschutz und für die Entwicklung von Analysenmethoden.

Wir bieten interessante, selbständige Entwicklungsarbeit, gute Bezahlung mit Pensionskasse, alternierende Fünftagewoche.

Offerten sind zu richten an die **Direktion der Eidgenössischen Versuchsanstalt, Wädenswil.**

POËTENZ

Der Beatfan, der einigen langhaarigen Gammlern folgend, in Gwerders Tell-Life-Production hineingeriet, kam nicht mehr ganz mit. Er hatte im Keller eine neue Beatband erwartet und sah sich statt dessen mitten in einem literarischen Spektakel: in einer Poetenz. Bald störten ihn die glattrasierten Zivilisten im Zuschauerraum nicht mehr. Was auf der Bühne geschah, machte ihm genauso Spass wie dem Bürolisten und Studenten: die lebendige Mischung von Musik, Film und Dichtung. Die improvisierte Leinwand liess eigentlich einen Dilettantenfilm vermuten. Was der Streifen »Chicore« aber bot, hatte mit dem Wort Amateur nur noch das »amare« gemeinsam. Einfallsreich und differenziert zeichnet der Cinéast Fredy Murer Leben und Träume des Dichters Urban Gwerder auf – eine verdienstvolle Wiederbelebung des Cinéma privé. Hinter der Leinwand aber liefern die Onion Gooks die Filmmusik »life«, untermalen die seltsamen Einfälle des Filmhelden Urban. Als der Dichter dann im zweiten Teil des Abends selbst auf die Bühne tritt, sprechen Orchester und Poet dieselbe Sprache. Der Organist Jelly Pasorini und Chippie Achermann, der Gitarrist, fangen alle Improvisationen Gwerders auf.

Endlich: Das unverkannte Genie

Dem literarischen Publikum ist Urban (22) längst bekannt: Mit 17 veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband »Oase der Bitterni«, zog sich aber schleunigst wieder aus dem business zurück, weil ihm der Wunderkinder-Tamtam nicht zusagte. Nach anderhalbjährigem Kampf mit dem Amtsschimmel wurde er vorzeitig mündig erklärt, heiratete und verreiste mit Frau und Kind nach Artigues in Südwestfrankreich. Nun erinnerte man sich des Dichters in der Fremde, holte ihn zu Podiumsveranstaltungen zurück – die Stadt tut ja schliesslich etwas für die Kultur. Als sich Gwerder dann aber um eine Wohnung und um Stipendien bewarb, war die Kulturstadt plötzlich Handelsstadt. »Wenn sie nur wenigstens einen Beruf hätten...« Dichten ist kein Beruf. Pro Lyrikband verdient der Künstler 68 Rappen. (Jede anständige Zeitung zahlt pro Zeile einen Franken, womit ich den ZS aber nicht als unanständige Zeitung abstempeln möchte.)

Urban behauptete sich zum Aerger vieler als sich selbst, als »poète anarchiste«, als »maistre en Poësie de luxe«, Verseschmied seines Glücks. Diesen Sommer erschien bei Hürlimann eine Luxus-Gedichtausgabe, daneben arbeitet er momentan als Bühnenarbeiter im Theater am Neumarkt. Eine einträglichere Lösung liess bisher noch auf sich warten, wie schon das Plakat ankündet: »Seid umschlungen Millionärinnen...«

Gwerder wird oft missverstanden – wenige ärgern sich, die meisten lachen. Zum Beispiel über die Eintrittspreise zur Poetenz: Billette 5.50 Fr., Studenten und Militärs das Doppelte, Gastarbeiter 2.75 Fr. Gwerder will die Welt nicht verbessern: »Ich bin kein Heiland.« Er will agieren, denken, aufrütteln – mit seiner neuen Tell-Life-Poesie

Comte Ivan Merdreff, alias Urban Gwerder. Sein erstes poetisches Flugblatt hat die Anerkennung von Georges Mathieu und dem Collège de Pataphysique gefunden.

ana-atomic song
(to jelly onion gook)

Hört mein Paukenpum
mein Lied
mit einer Handvoll Worte / lippenwichtig
reiss ich um die liederliederlichen Kerls
den Tintenfritzen sag ich: schiet –
schwer stirbt, wer allzu leicht gelebt.
Und den Schweizern: Herr
gib ihnen die ewige Unruhe
nimm von ihnen
Einbildung / Dummheit und Geld.

Unsere Heimat ist schachmatt
Lehrer leeren Kinder
wie Abfuhrmänner Kübel kippen –
lasst sie weiter mit Gewehren spielen
gebt ihnen Bomben
denn ihrer ist das Himmelreich –
bewegt euch in der Kunst
wie in der Kirche –
nehmt alles ernst:
ganz privat
bin ich Pirat
– kann lachen.

Wer kein Geld hat, der ist nicht von hier
und wer nicht Kompromisse pissen
kann
stirbt arm –
Tränentropf den Toten
Zapfenzupf den Zäufern
den Liebenden kein bürgerliches Bett.
Wir fordern:
Bahn frei den Bahnverbrechern!
In der Not
fressen wir sogar
Dollar.
Den Wortmord killt
selbst Unschlitt schilt
kein Wortschwall gilt
tilt!

... und auch lachen. Urban kann lachen, über seine Leser, sein Publikum – und auch über sich selbst. In dieser gänzlich befreiten und gereinigten Atmosphäre entstand eine neue Kunstgattung, die auch auf den Zuschauer purgierend wirken soll: die Poetenz.

Die Poetenz ist

Symposium aus Wort, Ton und Bild – ein Medley aus Protest-Lyrik, Bluesrhythmen und Celluloidträumen. Was Urban vorschwebt, ist eine aktivierte Kunst; bewegtes Wort, Bild, unterlagert von Bluesspannungen, aufgelöster und gespannter Rhythmik. Die neue Vortragsform ist nicht nur als Protest gegen heiliggesprochene Dichterlesungen zu verstehen, gegen halsmüde, peinlich-verklemmte Gummibaum- und Wasserglas-Zelebration, sie will vor allem dem Zuschauer aktivieren, in Schwung bringen. Durch das Grossaufgebot an Technik erreicht Gwerder die nötige Entspannung, Verfremdung, den heilsamen Abstand Zuschauer – Wort. Das Mikrophon wird hier zur Waffe, zum Wortverstärker: Der Poet ist nicht mehr der preisgegebene, schutzlose Prophet. Seine Aussage wird unterstützt vom vollen »impact« der Eindrücke:

jetzt ist der Besucher schutzlos ausgeliefert. Die Bühne hat das Heft in die Hand genommen.

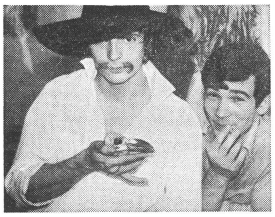
Dem persönlichen Gespräch, dem freien Austausch gilt der letzte Poetenzteil: Hier, bei Rotwein und Zigaretten, welche die Veranstalter mit dem Eintrittsgeld finanzieren, ist die Möglichkeit zur Reaktion gegeben. Urban: »Ich werde kaum je angegriffen – im Gegenteil: die Leute zeigen sich freudig, aufgeschlossen, interessiert.«

Der Poet als Ereignis

Unter den Besuchern finden sich alle Schichten vertreten: Akademiker, Gammler, Beatfans, Arbeiter und Beamte. Das entspricht natürlich Gwerders Absicht – eine möglichst breite Bevölkerungsschicht zu erfassen. Der Poet – so Gwerder – muss wieder zum Troubadour werden, zum Ereignis, zum Paukenpum. Die Poesie hat zu lange auf die lauten Töne verzichtet: sie soll wieder spannend, aufregend werden, soll die Leute in Bann schlagen. Diese Spannung wird nicht nur durch die feine Abstufung der technischen Mittel erreicht. Die Poetenz will jedem etwas bringen: dem Augen- und dem Ohrenmenschen. Nacheinander stehen Musiker, Filmschöpfer und Poet im Zentrum der Aufmerksamkeit.

Jelly Pastorini, ein sagenhaft gewandter Organist, begleitet Film und Lesung. (Die Musik spielt zeitweise im Dunkeln.)

Dieses Teamwork will ja auch nicht blosse Aussage vermitteln, will nicht bloss protestieren: es propagiert einen Lebensstil, der bei allem Willen zum Protest zur Desinvoltura neigt: zum Mühelosen, Entkrampften: die dichterische Aussage als Orchesterstimme, aufgelöst in deren Rhythmus. Schon die Propaganda verspricht Heiteres, Absenz jeder Besinnlichkeit: der Poet als Wortzauberer, Illusionist, als Comte



Der totale Urban, dessen Schlapphut bald die John Lennon-Gedenkmützen konkurrieren wird. Schmunzelnd und kurzhaarig der Guitarrist Blues Weideli.

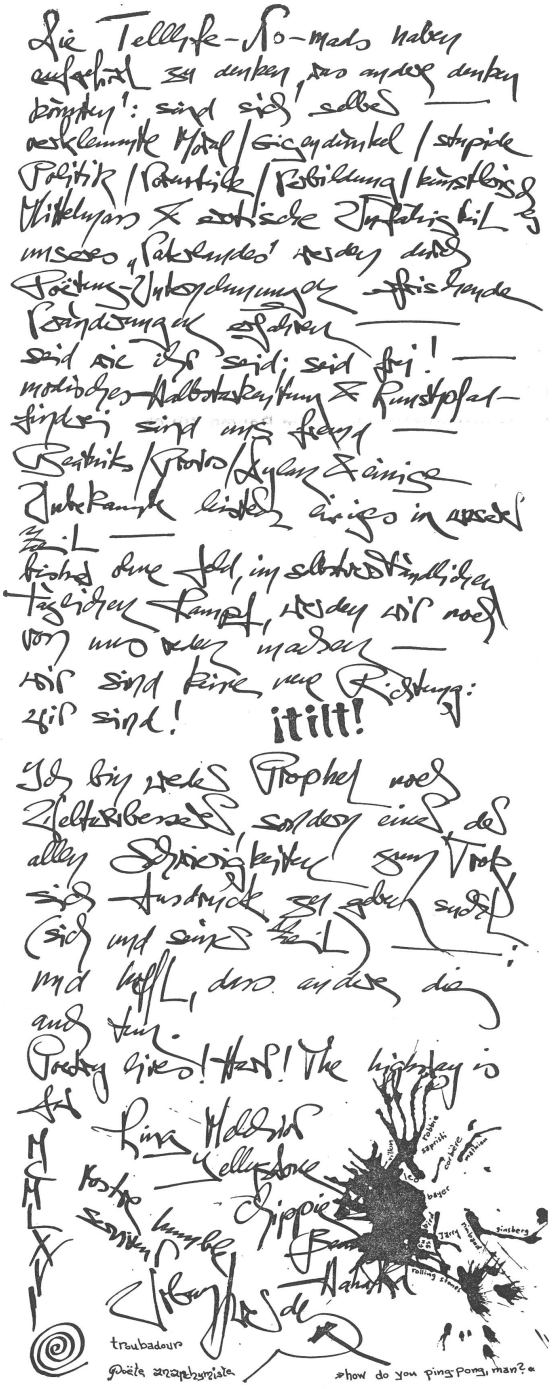
Ivan Merdtreff, der bedauert, dass »leider keine Stripoetease« stattfinden kann; der Poet »himself« ist es, der Papierflieger aus Gedichttexten ins Publikum segeln lässt, mit Hammer und Sichel zum zweiten Gang läutet und endlich kleingeschnittene Filmpositive samt Anstecknadel als »I-like-Urban«-Knöpfe verschenkt (den »Ehrengästen«). Dass die ganze Show nicht ohne Selbstbeweihräucherung, nicht ohne Gags auskommt, liegt in der Art des Unternehmers und hat sicher auch etwas mit dem Alter der Beteiligten zu tun. Trotzdem ist der Empfang, den ein grosser Teil der Provinzpresse Urbans potenter Poesie bereitete, nicht immer ganz gerecht. Von der aristokrato-

URBAN GWERDER, Urbanaus, Urbanane, Urbu Gmerdre, Ur barg werden.

urbanesken Selbstironie, vom kleinen Augenzwinkern, welche ebenfalls mit der Show reisen, war bei den Rezensenten wenig zu spüren. Dass Literatur bisweilen auch die harten Zuhörerstühle vergessen machen darf, bleibt unberücksichtigt... Freilich – Poesie mit Beleuchtungs- und Rhythmuseffekten, Poesie auf Riesenbankscheinen, auf Papierflugis: das bringt jeden Brentano-Fan in die Sätze.

Gwerder hat sich trotzdem ein treues Stammpublikum erobert: Leute, die keine Mühe scheuten, alle acht bisher inszenierten Poetenzen zu besuchen. Gwerder-Fans und Urban selber bereiten zurzeit die Zürcher Poetenz-Premiere vor, die im Frühling 1967 stattfin den soll. Ebenfalls für diesen Zeitpunkt vorgesehen sind Vorstellungen in Winterthur, Basel, Wien, Prag, Paris und Deutschland. Auch Fernsehen und Schallplattenbranche sind interessiert. Trotz allen Schwierigkeiten personeller und finanzieller Art – Poetenz muss bisher ohne alle Unterstützung auskommen – wird das Experiment fortgesetzt: The show will go on. The show must.

Susanne Heimgartner



Gruss an die Urbanauten

Dissertationenprogramm

- Wir stellen Ihre Dissertation zu günstigen Bedingungen her, sei es in Druck oder Mikrofilm.
- Wir nehmen Ihre Arbeit in Verlag und zeigen sie weltweit an.

Verlangen Sie unsere Orientierungsschrift.

VERLAG HERBERT LANG & CIE. AG, BERN

Dissertationenabteilung
Münzgraben/Amthausgasse
Tel. (031) 22 17 08

AKTION

BEETHOVEN
MISSA SOLEMNIS
Leitung: Herbert von Karajan
DGG, 2 Platten Fr. 31.—

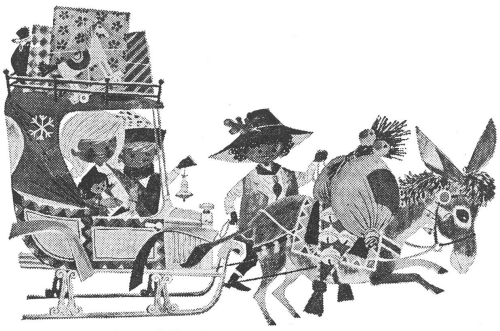
BEETHOVEN
Sämtliche Klaviersonaten mit Wilhelm Kempff
DGG, 11 Platten Fr. 130.—
(nur auf Bestellung lieferbar)

J. S. BACH
WEIHNACHTSORATORIUM
mit Christa Ludwig und
dem Münchner Bach-Chor
Leitung: Karl Richter
Archiv, 3 Platten Fr. 35.—

FABRIKNEUE ORIGINALKASSETTEN

Alle diese Aktions-Angebote gelten bis Weihnachten
(solange Vorrat)

BEI DER ZENTRALSTELLE



Wünsche werden wahr!

Mehr Wünsche erfüllen, schönere Geschenke machen, das Gute wählen. Weil Sie in der Migros entscheidend weniger bezahlen!

①
Hitachi KH-907 H
9 Transistoren, Mittel-, Lang-, Kurz- und UK-Wellen. Drucktasten, Kurzwellen-Lupe, Tonschalter, schwenkbare Stabantenne, Ohrhörer. **139.–**

②
Hitachi KH-1002 R
10 Transistoren, Mittel-, Lang- und UK-Wellen. Tonschalter, Drucktasten, schwenkbare Stabantenne, Grammoanschluss, Ohrhörer. **125.–**

③
Hitachi-Autoradio KM-900
9 Transistoren, auf 6 und 12 Volt umschaltbar. Anschluss an Autoantenne. Drucktasten, Tonblende, schwenkbare Stabantenne. Mit Autohalterung, Montagematerial und Ohrhörer. **178.–**
Lautsprecher **14.90**, Autoantenne **19.50**

④
Hitachi WH-638
6 Transistoren, Mittel- und Langwellen. Inklusive Leder-Tragtasche und Ohrhörer mit Etui. **49.50**

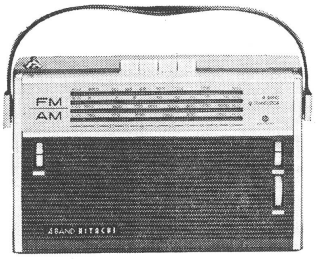
⑤
Hitachi TH-620
6 Transistoren, Mittelwelle. Inklusive Leder-Tragtasche und Ohrhörer mit Etui. **35.–**

⑥
Grundig »Concert-Boy 206«
13 Transistoren, Mittel-, Lang-, 2 Kurz- und UK-Wellen. 7 Drucktasten. Eingerichtet für Batterie-, Netz- und Autobetrieb (6 V). Skalenbeleuchtung. **360.–**

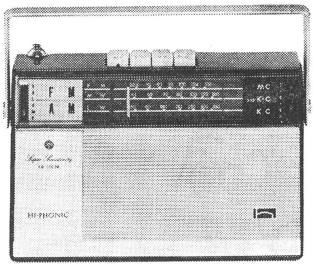
⑦
Schaub-Lorenz
»Touring 70 Universal«
10 Transistoren, Mittel-, Lang-, Kurz- und UK-Wellen. Für Batteriebetrieb oder 6/12-Volt-Autoanschluss. 6 Drucktasten, 2 Antennen (ausziehbar).
Netzgerät NG 1000 **39.—**
Autohalterung **49.—** **318.–**

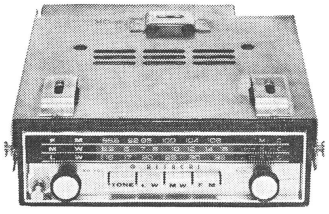
⑧
Nordmende »Stradella«
9 Transistoren, Mittel-, Lang- und UK-Wellen. **175.–**

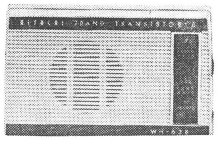
⑨
Wien 1010
10 Transistoren mit Mittel-, Lang- und UK-Wellen. Inklusive Ledertasche und Ohrhörer. **95.–**

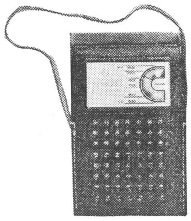


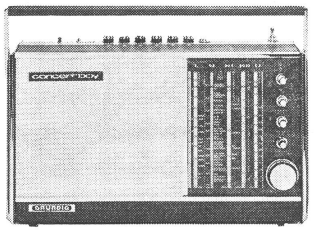
①


②

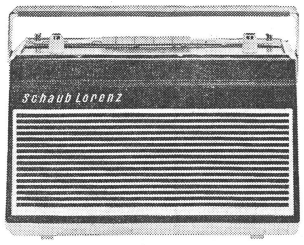

③


④

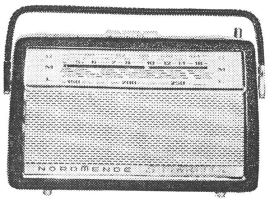

⑤



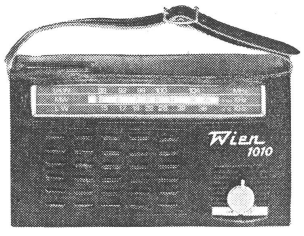
⑥



⑦



⑧



⑨

MIGROS MÄRKTE

Beattexte: knallige Buntheit

mm – »Ob sich auch die Wunderburschen Poeten nennen lassen, welche die Schreitexte der Beatles und anderer zu Gitarrenklängen röhrender Jugendfänger fabrizieren, ist bisher noch nicht ernsthaft zur Diskussion gestellt worden.« Das schreibt der TA am 7. Oktober 1966. Tatsächlich drucken die einschlägigen Fachorgane »ok«, »Musikparade«, «salut les copains« und viele andere regelmässig und kommentarlos die Texte der neuesten Hits, ohne dass sie sich mit deren Inhalt auseinandersetzten.

Bei näherem Zusehen zeigt sich eine grundlegend veränderte Situation in der Trivialliteratur, die in einen grösseren kulturellen Rahmen einzuordnen ist. Offensichtlich hat sich die Thematik in den Texten der U-Musik geändert. Der alte Schlager, Papas Schlager, bezog seine Stoffe weitgehend aus der Liebe: »Drei Liebende, o welch ein Drama, zwei Liebende, o welch ein Glück, und ein Liebender, o wie traurig, o wie schön«, das war etwa das Motto, und »Ich bin ja nur auf Liebe eingestellt« die Conditio sine qua non des üblichen Schlagers.

Blöde Mädchen – Liebe wie Lebensmittel

Beat, von flaumbackigen Jünglingen und ebenso jungen Girls konsumiert, schöpft aus anderen Bronnen. Die Liebe tritt, wenigstens bei den führenden Bands, zurück und verliert ihren Wert oder verändert zumindest ihren Charakter.

Baby kann nun schärfster Kritik ausgesetzt werden: Richard und Jagger, die Spiriti rectores der Rolling Stones, betexten ein »stupid girl«:

I'm not talking about the kind
of clothes she weares
look at that stupid girl
I'm not talking about the way
she combs her hair
look at that stupid girl
The way she powders her nose
Her vanity shows and it shows
she's the worst thing in this world
. . . She puns like a pussy cat
Then she turns round and kisses back.

Das »liebe« Mädchen wird, wenn es erscheint, ironisiert. So in Mick Jaggers nonchalant süssem Song von Lady Jane: zwar flötet er mit Kopfstimme »Life is secure with Lady Jane«, aber vorher verfremdet er mit Anklängen an Shakespeares exaltierte Barockpoesie:

Just heed this play my love
on bended knees my love
I pledge myself to Lady Jane.

Die Liebe wird jedenfalls leichtgenommen (lost girl von Reginald Maurice Ball):

Times we had, good times we spent
the day we met by accident was
easy come
Was easy go – it seems a pity
'cose I love you so
. . .
Think some day I'll take a chance
go out and find a new romance
Some other June
some other Jill

Liebe ist Konsumgut: geht die alte aus, »nimmt« man eine neue; wie Zigaretten. »Hanky Panky« von »Tommy Shames and the Shondells« fasst das zusammen in den zwei Sätzen: »A pretty little girl standing all alone, hey, pretty baby, can I take you home?«

Baby hat ganz bestimmten Ansprüchen zu genügen, eine Reihe von Funktionen zu erfüllen, wie eine kombinierte Küchenmaschine:

(I got you Babe von Sonny Bono)
I got you to hold my hand
I got you to understand
I got you to talk with me
I got you to walk with me
I got you to kiss me good night
usw.

Liebe, das Thema der Zwanzigjährigen, spielt bei den kaum schulentlassenen Hauptkonsumenten der Popkultur eine nur untergeordnete Rolle.

Pervertierte Ideale: Handelswert als Kunstwert

Die etwas ungewohnte Behandlung dieses alten abgegriffenen Themas ist allerdings nicht der entscheidende Unterschied zwischen dem alten Schlager und dem neuen, dem Beat. Liebe ist allein typisches Zeichen für eine Veränderung in der Kunst, in der Sozialstruktur, welche im Beat sehr deutlich sichtbar wird.

In Papas E-Musik wurde das Liebesgedicht Freiherr von Hardenbergs und vieler anderer von geschickten Traumfabrikanten zum handelsüblichen Schlager umgebaut. Die ehemalige Elitärkultur wurde zu dem, was wir gewohnt sind, mit »Kitsch« zu etikettieren. Die gewaltigen Kommunikationsmöglichkeiten haben Rezipientenschichten erreicht, welche diese Hochkunst nur in ihrer tiefsten Form verstanden. Der Beattexter hat nun eine Poesie geschaffen, welche gerade auf dieser breiten Kommunikationsbasis aufbaut und unmittelbar für den »Durchschnittsrezipienten« bestimmt ist. Produzenten und Konsumenten, das sind die Träger einer neuen Populärkunst, die auch in der Malerei allenthalben ihre Erfolge feiert.

Beat ist nicht gesunkene E-Musik, die Texte sind keine gesunkenen Klassiker. Der Beattext funktioniert nach künstlerischen Gesetzen, welche von denen der Elitärkultur völlig verschieden sind: Es geht darum, Gefühle, die alle, d. h. möglichst viele, haben, möglichst marktgerecht zu produzieren: je knalliger sie sich anbieten, um so wertvoller sind sie, je platter sie erscheinen, um so plastischer wirkt die enthaltene Problematik. Eine völlige Perversion der Werte hat stattgefunden: Individualität, Einmaligkeit, Tiefe, Qualitäten der Elitärkultur, haben in der neuen Populärkultur nur ihren Wert, wenn sie allgemein verständlich werden, wenn sie »ankommen« wie Werbetexte. Eine Aussage von ganz eigener Kraft, von erschlagender Direktheit, von greller Dramatik und herber Poesie wird möglich, einer Poesie, der jede Schattierung, jede Nuancierung abgeht: Nuancen schaffen Interpretationsraum, Atmosphäre. Hart stossen die Sätze und Satzfragmente des Beat aufeinander, und so roh sind die Wörter oft aneinander gefügt, dass eine eindeutige Verständlichkeit nicht mehr möglich ist.

Suche nach Wirklichkeit, Fremdsein in der bestehenden Welt, Einsamkeit, Resignation, Aufbau einer Ersatzphilosophie und Flucht in den Traum, Nonsens und endlich Selbstpreisgabe mittels Drogen, das sind die wichtigsten Themen dieser Konsumentenkunst, das sind die Schlagwörter, welche die Käufer (deren Kreis aus den Presseorganen einigermassen bekannt ist) am meisten locken.

Gegenstände des täglichen Lebens: Auf der Suche nach der fremden Wirklichkeit

Der Beatkünstler ringt um seine Eingliederung in die »Welt«, in die Wirklichkeit der Dinge im Raum, die sich aneinander stossen. Illusionslos bieten einige Texte eine Bestandesaufnahme dieser Dinge, unter denen die Mädchen keineswegs einen bevorzugten Platz einnehmen. Sie sind Gegenstand wie jeder andere auch.

Ungebrochene Farben malen diese »Gegenstände«: yellow submarine, a red door (paint in black), blue river, yellow is the colour of my true love's hair in the morning, green is the colour of the sparklin' corn in the morning, und am deutlichsten wohl: »black is black«. Die Handlung ist erstarrt zur typischen Situation: Bild für Bild wird präsentiert, und das Geschehn dazwischen muss vom Hörer interpoliert werden. The Small Faces legen sich in Sha-la-la-la-lee ein »Baby« zu:

Picked her up on a Friday night.
sha-la-la-la-lee yeah
I knew ev'rything gonna be allright.
I asked her »where do you wanna go?«
and we went some place soft and low
. . .
wanna know how my story ends?
well we invited just a few close friends

Auf ähnliche Weise beschreiben die Rolling Stones den 19. Nervenzusammenbruch (19th nervous breakdown) einer hysterischen Berühmtheit (Wo wurde bisher in der Unterhaltungsmusik ein Nervenzusammenbruch behandelt?). Momentaufnahmen ihrer heutigen Tätigkeit, Bilder aus der Soraya-presse und dem Familienalbum, Phrasen aus einer Kurzbiographie werden über 60 Zeilen lang aneinandergereiht:

You're the kind of person
you meet at certain
dismal dull affairs.
centre of a crowd,
talking much too loud,
running up and down the stairs.
you just can't hide,
your eyes are edged with tears.
when you were a child
you were overspoilt
with a thousand toys
and still you cried all night.
Your mother who
neglected you
owes a million dollars tax.
your father's still
perfecting ways
of making sealing wax.
you better stop
look around.
here it comes, here it comes (3x)
your nineteenths nervous breakdown.

People, the world, things und ich

In einer langen Reihe von Titeln beschäftigt sich der Texter mit sich selbst: Lapidare Feststellungen werden zum tragenden Daseinsgrund: I'm not like everybody else (the Kinks), I'm free (The Rolling Stones), I'm down (the Beatles), I am a rock (Simon and Garfunkel), I can't be satisfied, I can't control myself, I can't get now satisfaction dienen als Beispiele. Keine individuellen Selbstanalysen, sondern Grundsituationen des Menschen, die, als nackte Begriffe, durch persönliches Erleben ungebrochen ans Licht gezerrt, wie Neonschriften aufleuchten in der Identifikation des Sängers mit seinem Wort.

Sich selbst stellt Jacques Dutronc einer Welt gegenüber, die er allein aus ihrem papierenen Abklatsch, aus Schule und Lexikon kennt, die aus Zahlen besteht und ihm so als reine Chiffre entgegentritt. Sofort ist er zu unterschwelliger Kritik und Selbstkritik bereit, die sich durch den Anschein reifer Abgeklärtheit selbst annulliert. Er leiert:

Sept cents millions de Chinois
Et moi et moi et moi
Avec ma vie mon petit chez moi
Mon mal de tête mon point au foie
J'y pense et puis j'oublie
C'est la vie c'est la vie
Quatre-vingts millions d'Indonésiens
Et moi et moi et moi
Avec ma voiture et mon chien
Son Canigou quand il aboie
J'y pense et puis j'oublie
C'est la vie c'est la vie
Trois ou quatre cents millions de noirs
Et moi et moi et moi
Qui vais au brunissoir
Au sauna pour perdre du poids
J'y pense et puis j'oublie
C'est la vie c'est la vie
Trois cents millions de Soviétiques
Et moi et moi et moi
Avec mes manies et mes tics
Dans mon petit lit en plume d'oie
J'y pense et puis j'oublie
C'est la vie c'est la vie
Cinquante millions de gens imparfaits
Et moi et moi et moi
Qui regarde Catherine Langeais
A la télévision chez moi
J'y pense et puis j'oublie

Eine Auseinandersetzung oder Entwicklung findet so nicht statt: Statistische »Fakten und ich« stossen unvergleichbar in ihren Dimensionen hart aufeinander.

Auch die Beatles John Lennon und Paul McCartney setzen sich ähnlich mit »people« auseinander: Ihr Wissen um »they«, »man«, schöpfen auch sie aus der Lesebuchidylle und dem Werbespot, aus Regenpoesie und Limonadenpropaganda.

If the rain comes they run and
hide their heads
They might as well be dead
If the rain comes
If the rain comes
Rain. I don't mind
If the sun shines they slip
into the shade
and sip their lemonade
When the sun shines
When the sun shines
Shine
The weather is fine –
I can show you that when it
starts to rain
Every thing is the same
I can show you
I can show you
Can you hear me that when it
rains and shines
It's just a state of mind
Can you hear me
can you hear me

Hörst du mich:

In den letzten Zeilen zeigt sich nun anscheinend folgerichtig ein neues Problem: das Wissen um einen andern, der anders zu sein scheint, wirft die Frage der Kommunikationsmöglichkeit auf; die Funktionskontrolle beim Telephonieren, »kannst du mich hören«, can you hear me, wird Formel in diesem Versuch zur Verständigung.

Lautstark stellt sich der Beatmusiker vor Probleme, über die er sich gar keine Gedanken macht und für die er nicht mehr als ein Schlagwort zu nennen weiss, unter dem sich das entsprechende Erlebnis Ausdruck verschafft. Der Text baut nie auf eigener geistiger Auseinandersetzung auf; Gemeingut gewordene Redensarten werden zur tragenden Philosophie der Massen.

»It's not easy livin at your own«, verkünden Mick Jagger und Keith Richard. Warum es eigentlich nicht leicht ist, fragen sie sich nicht. Die Phrase wirkt angelesen, ist Topos des Kristallromans und als solche dem Hörer sofort verständlich, vertraut, ihn erregend. Eine knallige Disneykatze illustriert die allgemeine Hilflosigkeit, die so nicht zuletzt in Sprache und Bildwelt Ausdruck findet. Grosses Bett und Telephon, Inventar der branchenüblichen Hollywood-Bettszene, der Erwachsenenwelt also, sind einzige Verbindungsglieder zum »stately home«, zum gesicherten Heimwesen.

There ist no place where you can call home
You've got me running like a cat
in a thunderstorm
Just a big bed and a telephone
like a last remnant of a stately home

Sehnsucht nach Zuhause

Die Internationalität, welche die alte Schlagerwelt mit »snob appeal« gepriesen hat, ist in der Beatwelt nicht mehr attraktiv. Sie ist selbstverständlich geworden, zu bekannt aus Film und Reklame. Was zieht, ist erstaunlicherweise die private, intime Kleinbürgeratmosphäre. Hier ist es dem »Beater« wohl leichter möglich, näher der noch nicht vergessenen Kindheit, heimisch zu werden. Hier scheint persönliche Kommunikation, von der Kindheit her vertraut, noch selbstverständlich; die Welt der Dinge ist die alte, gewohnte; Glück könnte sich einstellen:

In »Mrs. Brown you've got a lovely daughter« von »Herman's Hermits« ist die Mutter, das Familienidyll, wichtiger als die »lovely daughter« selbst, und die Rolling Stones rhythmisieren Familiengemeinschaft: »mothers little helper«. Die Sehnsucht nach zuhause ist weit grösser als die Sehnsucht in die Ferne:

Goin'Home (Jagger/Richard)
Spending too much time away
I can't stand another day
Maybe you think I've seen the world.
. . .
When you're three thousand miles
away
Just never sleep the same
If I packed my things right now
I could bag home in seven hours
I'm going home (4 mal)
I'm going home bam bam . . .
Home bam bam bam ba back home
Yes I will

Gehetzt von Kontinent zu Kontinent, irrt die Beatgroup um die Welt, und überall ist sie fremd. Städte bewertet sie einzig nach Entfernung und Zeit von zuhause, von daheim. Ihre Verlassenheit wird so in Kilometern messbar.

Help – Wait

Alle Schwierigkeiten, alle Probleme fanden, historisch genau datierbar, ihren Ausdruck in »Help« von den Beatles. Der zündende Hilfeschrei »I need somebody's help« hat schlagartig ein weltweites Hilfegeschrei im Beatsound ausgelöst. Auf eine bedrängende Art persönlich kann plötzlich jedes Wort werden. Diese Plakatigkeit erreicht oft, nicht nur hier, gerade durch ihre übertriebene Plattheit, eine erstaunliche Wirkung von ganz eigener Ausdruckskraft. Die Spencer Davis Group hat ihr Hilfegestammel – nach den Beatles – wohl am besten verkauft:

Somebody help me now,
somebody help me yeah,
won't somebody tell me what
I've done wrong?
I need somone, in my life

Auf die Liebe, die sich in Papas Schlager unwillkürlich fand, die man einfach hatte, muss nun gewartet werden. Sie wird einerseits mit Füssen getreten, ist nun aber wieder als anerkanntes Helferchen zulässig. Doch nicht so leicht findet sich »somebody«: echte Liebe ist nicht selbstverständlich: »Help« und »wait« sind die grossen Themen: Warten auf irgend jemanden von irgendwoher. Was daran fasziniert, ist, dass Millionen warten, Millionen Hilfe suchen, und dass fünf Mann das Bedürfnis dieser Millionen befriedigen: Seelische Nöte lassen sich käuflich lösen: Kunst ist dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen, und nach Erlösung von der Einsamkeit scheint die Nachfrage gross.

I am waiting (Richard/Jagger)
I am waiting
I am waiting
Oh yeah, oh yeah (2 mal)
Waiting for someone to come
out of somewhere (2 mal)

Sechs Mal wird unermüdlich gewartet. Warten macht einen verrückt, aber man wartet trotzdem, kommentiert ok.

Wenn Hilfeschreie und Warten ergebnislos sind, kann Resignation die Folge sein: »Things« enthüllen sich als eine zusammenhanglose bunte Kette von Comicstripsituationen, »they do look awful cold«. Alles schwarz anpinseln und den Kopf abwenden, bis die Dunkelheit weicht:

Paint it black (Richard/Jagger)

I see a red door and I want it painted black
No colours any more I want them to turn black
I see the girls walk by dressed in their summer clothes
I see people turn their heads and quickly look away
Like a new born baby it just happens every day
I look inside myself an see my heart is black
May be then I will fade away and not have to face the facts
It's not easy facting up when your wohle world is black
I see the girls walk by dressed in their summer clothes
I have to turn my head until my darkness goes

Neben der Resignation vor der bestehenden Dingwelt bleibt der Aufbau einer eigenen: Eine abgestandene Existenzphilosophie – Erinnerungsrelikte von Waschzetteln und Kinoanzeigen –, nur halbverstanden und erneut banalisiert, wird Grundlage einer eigenen Gesellschaft:

Antoine Muraccioli singt:

Je dis ce que je pense
Je vis comme je veux
Je suis comme ça pour moi
Pas pour vous comprenez-le
Que vous importent mes cheveux
J'ai les chemises que je veux
Je fais ça pour moi.

Aus dieser schrankenlosen Freiheit wird allerdings keine Konsequenz gezogen. Sie bewegt sich noch immer in der Konfektionsabteilung, die zwar etwas erweitert, aber niemals verlassen wird. Lange Haare und Blumenhemd als einzige Folgen einer Philosophie. Die Philosophie dient einer Dokumentation der Aeusserlichkeit.

Eine andere »eigene Welt« bietet der Traum, fern von hier verborgen und unerreichbar für »people«. Hideaway, Versteckenspielen, scheint eine Lösung: Ein Spiel für Kinder, wo es gilt, möglichst abseits zu sein. Während Papas Schlager in Hernandos Hideaway eine Hollywoodstaffage, eine Spielhölle, ein Paradies für exklusive Snobisten aufbaut, hat Howard Bleikley für die »DDDBMT« ein Kinderhideaway erfunden, wo so gespielt wird, wie es Kinder in der Schule tun: Hideaway ist eine Flucht: »fade away and not have to face the facts« heisst es in »paint it black«.

Hideaway (Come on!)
Far from the light of day,
(Come on!)
Leaving the world behind
And out of mind
A place we'll find
Where we can hide away.
Hideaway (Come on!)
Where can go and play (Come on!)
Just like the kids in school.
We'll act the fool,
Break ev'ry rule
in our own Hideaway.

»Come on«: Hideaway ist kein Privileg. Hideaway ist eine Aufforderung an

Fortsetzung auf Seite 19

Scherz, Satire oder tiefere Bedeutung? – Englands Premier Harold Wilson mit den »Beatles«. Die Ordensverleihung hatte im ganzen Land ein starkes Echo zur Folge.

GAULOISES

Sind sie der Gauloises Typ?

(geniesserisch, lebensoffen, jung und selbstsicher)

Die zornigen alten Männer

Es geht ums liebe Geld. Um dasjenige nämlich, das gegenwärtig an allen Ecken und Enden fehlt. Zwar hat der gewöhnliche Sterbliche in den wenigsten Fällen je einmal zuviel davon. Im Unterschied zu seinen Untertanen verfügte der Staat jahrelang über volle Kassen. Er hat es weidlich ausgenützt und er wurde auch reichlich ausgenützt. Die Ansprüche seiner verschiedensten Kostgänger stiegen noch schneller als die Kassenbestände...

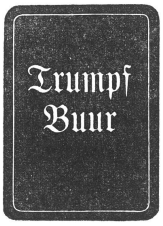
Jetzt wird überall der Boden der öffentlichen Kassen sichtbar. Gemeinden, Kantone und der Bund ziehen den Riemen enger und drehen obendrein an der Steuerschraube. Beides ist für jahrelang Verwöhnte eine schmerzhafte Operation. Und schon singen sie alle im Chor: »Heiliger Sankt Florian, verschone unsere Häuser, zünd lieber andere an!« Aus dem Bundeshaus war zu vernehmen, dass die Finanzrechnung 1967 gemäss Voranschlag mit einem Defizit von 432 Millionen Franken abschliessen soll. Die Vermögensrechnung allerdings liefert einen Ueberschuss von 518 Millionen, so dass sich auf dem Papier die Finanzlage des Bundes per Saldo um 86 Millionen verbessert. 86 Millionen, um welche die Ueberschuldung des Bundes sich 1967 noch verringern wird. Der sozialdemokratische Bundeshaus-Pressedienst nennt diese 86 Millionen ein »Reinerträglein«, womit beiläufig ein Schlaglicht auf die Mentalität von Leuten fällt, denen das Wohlergehen in der Hochkonjunktur offensichtlich die Sinne getrübt hat...

Auch wir sind der Meinung, dass die Bundesrechnung trotz diesen Zahlen zu Besorgnis Anlass gibt, dass ganz ernsthafte Sparanstrengungen gemacht werden müssen und dass gewisse Steuererhöhungen unumgänglich sind. Nur ist angesichts der ausgeglichenen Budgets für 1966 und für 1967 kein Grund zu einer Katastrophenstimmung und zu hitzigen, übereilten Entschlüssen.

Der Bundesrat schlägt als Sofortprogramm die Aufhebung früherer Rabatte und Erleichterungen bei der Warenumsatzsteuer und bei der Wehrsteuer vor. Wenn diesen Massnahmen die erforderlichen Sparbeschlüsse **vorangehen,** lässt sich darüber diskutieren. Nun macht es aber den Anschein, dass von den Bundesratsparteien die Sozialdemokraten darüber **nicht** diskutieren wollen. Weil im Herbst nächsten Jahres Nationalratswahlen stattfinden, reiten sie mangels besserer Einfälle ihr altes — uraltes — Schlachtross gegen die indirekten Steuern. Sie mimen auf alten Gäulen die zornigen alten Männer.

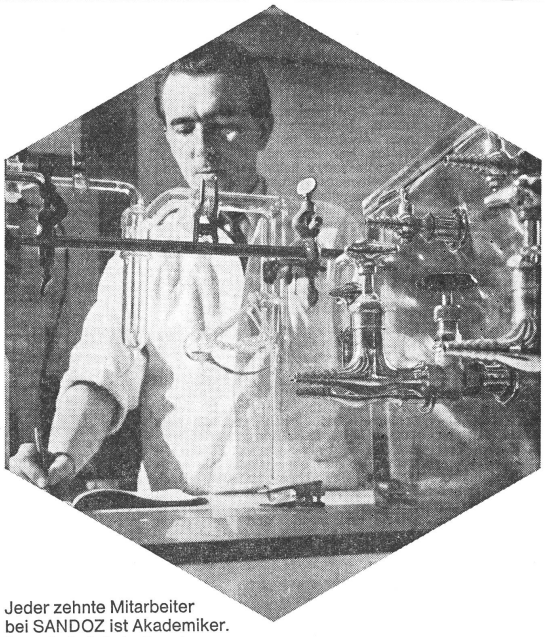
Sie bluffen das Volk damit, dass der Bund aus direkten Steuereinnahmen »nur« 1248 Millionen, aus indirekten dagegen 3627 Millionen beziehen wolle (der sozialdemokratische Bundeshauspressedienst hat aus diesen 3,6 Milliarden in der Hitze des Gefechtes sogar 4,6 Milliarden gemacht). Sie sagen nichts davon, dass neben dem Bund Kantone und Gemeinden obendrein an direkten Steuern im Jahre 1967 rund 6000 Millionen einkassieren werden, wodurch das Verhältnis zwischen direkten und indirekten Steuern auf den Kopf gestellt wird und 6:4 beträgt, statt 1:4, wie es die Sozialisten glaubhaft machen wollen. Sie sagen nichts davon, dass der grösste Teil der sog. »indirekten« Einnahmen sowohl bei der WUST wie erst recht bei den Zöllen nicht vom kleinen Mann, sondern von der Produktion, von Handel und Industrie getragen werden müssen und sie sagen nichts davon, dass überall im Ausland, wo die Sozialdemokraten die Regierungsmehrheit haben, in den letzten Jahren vor allem die indirekten Steuern heraufgesetzt worden sind, die vorher schon höher waren als hierzulande.

Es ist wahrlich keine Kunst, eine Steuervorlage zu bodigen. Falls die zornigen alten Männer auf ihren alten Schlachtgäulen dazu Lust verspüren sollten, so mögen sie sich heute schon sagen lassen, dass dann dem Bund das Geld fehlen wird, das er vor allem für die Erfüllung sozialdemokratischer Postulate brauchen wird. Die Zukurzgekommenen wissen dann wenigstens von Anfang an, bei wem sie sich bedanken müssen, wenn ihre Forderungen mangels Geld nicht erfüllt werden können...



Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

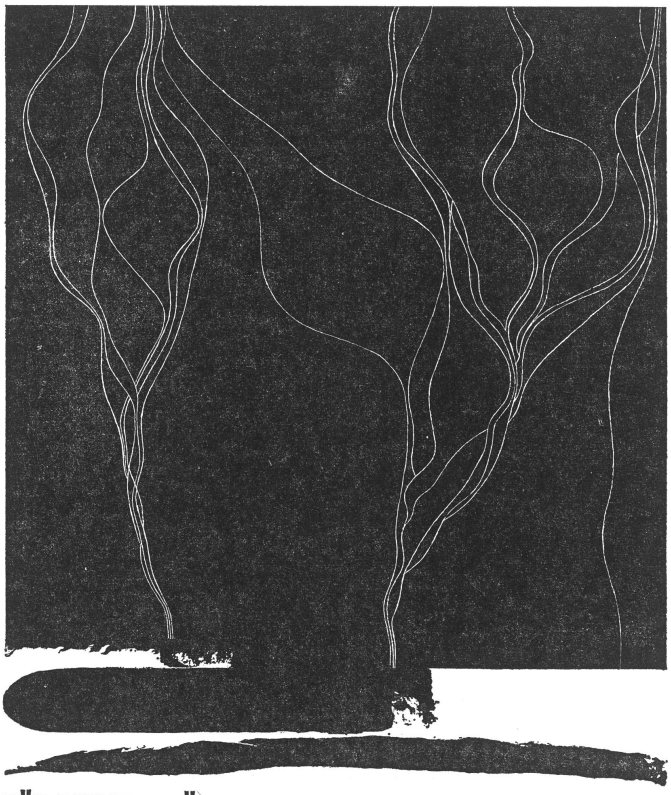
SANDOZ



Jeder zehnte Mitarbeiter
bei SANDOZ ist Akademiker.
Das sind allein in Basel
550 Absolventen aller Fakultäten.
Denn SANDOZ Basel
ist nicht nur das Stammhaus
von über 40 Tochtergesellschaften,
sondern auch Verwaltungs-,
Planungs- und, vor allem, Forschungszentrum
des weltweiten SANDOZ-Konzerns.

SANDOZ

Ohne intensive und grosszügig
dotierte Forschung
ist kein Fortschritt möglich.
Und Forschung braucht Nachwuchs.
Industrielle Chemie
ist angewandte Wissenschaft.
SANDOZ AG Basel



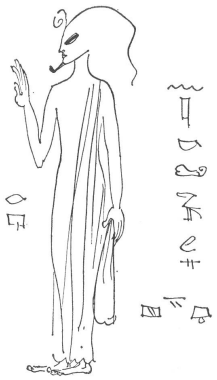
FÜR DEN VERWÖHNTEN RAUCHER DAS REICHE
UND AUSGESUCHTE SORTIMENT.
DAS SPEZIALGESCHÄFT FÜR RAUCHWAREN ALLER ART
ST. ANNAHOF ST. ANNAGASSE, ZÜRICH 1

Der Samichlaus und seine Geschichte

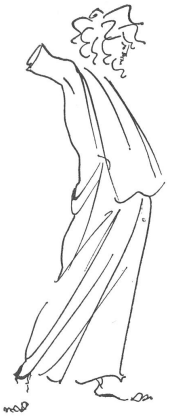
von den anfänglichsten Anfängen bis zur Gegenwart erforschet, bebildert, erkläret als Beitrag zum bessern Verständnis des Nikolaus und seines innersten Wesens

aufgezeichnet
von Niggi Chlaus, stud. sam.

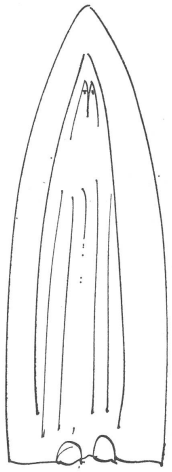
Aeltere Steinzeit



XVI. Dynastie



Klassisches Altertum

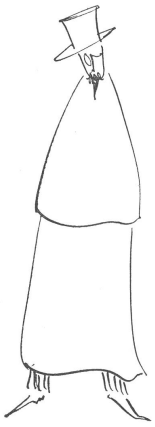


Hochgotik

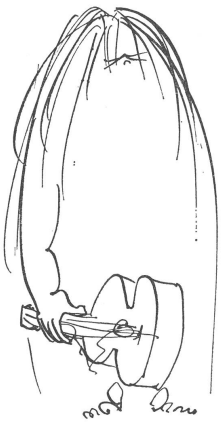
Frühbarock

Absolutismus oder »le chlaus c'est moi«

Empire



Jahrhundertwende



Neuzeit oder wie wir es dannzuletzt so herrlich weit gebracht.

GALERIE

Susanna Isabella Heimgartner

mm – Ich verspreche, dass ich die lautere Wahrheit sage, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Ich werde ein Mosaik von Susanna Isabella Heimgartner, Studentin der Geschichte im 5. Semester, trotzdem noch nicht verheiratet, zusammensetzen. Obschon sie noch nicht verheiratet ist, betont Sie, keine »hässliche Runzel« zu sein, sie *will* noch nicht heiraten: denn alle, die Dinge, die sie beschäftigen, beschäftigen sie nur so nebenbei kurz, aber intensiv, auch Männer (jetzt ist sie zwar schon seit längerem »ausgebucht«). Mit vielem hat sie sich schon beschäftigt, mit vielem zwar nur sehr kurz: fallschirmabgesprungen ist sie z. B. nur einmal: in Lommis. Um einmal zu sehen, wie es ist: es ist vor allem teuer – 100 Fr. für den ersten Sprung. Nun bereitet sie sich fürs Fallschirmfaltbrevet vor, dann kommt es billiger. Damit sie langsamer fällt, hat sie sich einige Kilos weggehungert. In drei Monaten; Susanne ist willensstark, und hat Herzensbildung. Darauf legt sie besonderen Wert, damit man sie nicht als Mannweib stempelt, bloss weil sie regelmässig segelfliegt und in einer Guggenmusik trommelt. Sie kann übrigens richtig trommeln, als eingeschriebenes Mitglied des Tambourvereins. Sie war, nicht als Trommlerin natürlich, erstes Chrischchindli im Märlitram, mit Flügeli und weissem Kleid, als Uebung in praktischer Herzensbildung. Der Samichlaus war ein pensionierter Trämler, und ihre Aufgabe war es, Musik aufzulegen Antworten über den Himmel und ihre Chrischchindlisegelflugtechnik zu geben, und vor allem, sich anstaunen zu lassen. Um als übersinnliche Macht glaubwürdiger zu wirken, hat sie jeweilen kleine Taschenspielertricks vorgeführt.

Susanne ist Zauberin: Als sie einem Zauberer, dessen Freund Bauchredner war, Chemienachhilfestunden gab, hat sie von ihm zauberische Kleinkunst gelernt. Das auch nur ganz nebenbei. Der einfachste Trick erfordert nämlich ungemeine Fingerfertigkeit, und die scheint sie zu besitzen: Da sie offenbar musikalisch ist, spielt sie spielend neben Trommel Klavier, Gitarre mässig, Banjo, Piccolo, Ukulele und verschiedene Flöten. Sie liebt Bach, Beethoven, Brahms und Beat als Fan. Im De Stoutz Konzertchor singt sie jeden Mittwoch Sopran (mit Chrischchindlistimme). Cabaret spielte sie schon lange nicht mehr. Letzter Auftritt: Im Cabaret Kleiderbügel, auf Mittelschülerniveau als Irma la Douce.

Neben Herzensbildung betont sie selbst vor allem ihre Geschäftstüchtigkeit: Dass sie in den Semesterferien als Leiterin ein Stoffimportgeschäft führte, findet sie eigentlich nicht spektakulär: Mehr Freude macht es ihr, dass sie es als Werbesprecherin im Globus fertigbrachte, saftigtriefende Poulets so anzupreisen, dass der Chef ihr eins nach Hause gab. Als Werbeprämie.

Geschäftstüchtigkeit und Herzensbildung kommen hie und da in Konflikt: soll sie für den »zürcher studenten« schreiben oder soll sie nicht? Geschäftlich ist es unrentabel, aber sie mag die Redaktoren gern: Herzensbildung überwiegt. Susanne schreibt (Magic, see you later alma mater, Poetenz).

Journalistin war sie längere Zeit bei einer sehr grossen Tageszeitung. Ihr erster Auftrag waren 50 Zeilen über einen Boxmatch, ihr amüsantester der in Monza über ein Autorennen: Indem sie sich als Freundin von Jo Siffert ausgab, sah sie das Geschehen von seiner Privatbox aus (wo sie auf den Reservepneus sass) aus nächster Nähe. Etwas ungeschickt war dabei nur, dass sie dort, als Sifferts Freundin, mit Sifferts Frau zusammentraf . . .

In England an der regelmässigen Flugzeugschau in Farnborough ist sie jeweilen nicht als Journalistin, sondern als reine Liebhaberin. Die Fahrt dorthin verdient sie sich mit Antiquitätenkauf und -verkauf: Gewaltige Schiffsuhren, Messingkrüge, in Gold gefasste, rundgewölbte Prachtspiegel sind ihr Hauptgeschäft. Interessanter war eine Schmuckkassette und ein schwarzgehandelter, dreckbilliger, sehr wertvoller Saphirring. Hier verbindet sich nun Herzensbildung und Geschäftstüchtigkeit aufs innigste: Ihre grosse Liebe, ihre ganze Weiblichkeit, ihr ganzes Herz hängt sie an kunsthandwerkliche Kostbarkeiten und simplen Kitsch, an Schnickschnack, wie sie es zusammen nennt: Barockengelchen, handgeschnitzte Kasperlefiguren, alte Modestiche, ein süsser kleiner schmiedeeiserner Briefkasten und viele Spiegelchen in gipsgoldenen und goldenen Rahmen hängen in ihrem Zimmer, wo sie einem jeweilen sehr gastfreundlich Kaffee kocht auf dem Eintassenkochtöpfchen, Omelette soufflée und exzellente Käseküchlein (sie ist regelmässiger Gast im Pressekochklub) zubereitet. Meist empfängt sie einen zu Hause in Blue-jeans.

Eigentlich ist sie äusserst modisch; um zu krebsroten Wildlederschuhen die genau gleich roten Strümpfe zu suchen, ist sie einen ganzen Tag rumgelaufen. Erfolglos. Sie musste weisse Strümpfe entsprechend einfärben. Ihr Hobby ist Nähen und Schneidern: Aus senfgelbem Plüsch mit Blumenmuster ist sie gerade daran, Yeahyeah-Hosen zu machen. Wirklich geschmackvoll sind ihre Ballkleider, in denen sie gern den perfekten Hofknicks vorführt.

Die Zusammenstellung von Susannes Fähigkeiten und Tätigkeiten (die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt) kennzeichnet sie überhaupt nicht, nichts davon ist typisch für sie. Das alles *tut* zwar Susanne nebenbei und kurz und intensiv, aber das alles *ist* noch nicht Susanne. Susanne ist ein sehr natürliches zweiundzwanzigjähriges Mädchen mit einer leicht heiseren Stimme. Susanne ist Studentin und hat in ihrem Studium bisher noch keine Prüfung, noch keine Seminararbeit verbummelt – nur im Latein ist sie durchgefallen. Susanne geht gern im Sommer über Land (mit einer grünen Botanisierbüchse). Susanne verdient sich ihr Geld zur Zeit mit der Organisation von reichen Partys, Susanne ist eitel, sie liebt spleenige Hüte, und Susanne hat ein Faible für Horrorfilme. Im übrigen ist Susanne ein (fast) unbeschriebenes Blatt. Sie fährt Solex, stickt Gobelin und turnt Yoga.

Dissertationen vom Truninger

Ed. Truninger
Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastrasse 9
8001 Zürich
Tel. (051) 23 16 40

sind qualitativ hochstehend und preisgünstig

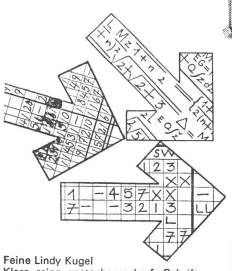
Wir beraten Sie absolut unverbindlich

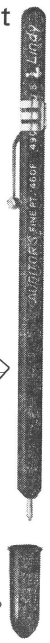
Das Schreibgerät für Fachleute

Lindy

Auditor's

Fine Point (No 460F)





Feine Lindy Kugel
Klare, reine, gestochen scharfe Schrift
Freistehende Lindy Spitze
Total sichtbar für schreibpräzision
Lindy Riesenpatrone
Lange Schreibdauer (4 x mehr)
12 Leuchtende Lindy Tintenfarben
12 Erkennungsmittel
Leistungsfähige Lindy Qualität
Detail Preis Fr. 2.95 pro Stck.

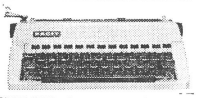
p/12	p/24	p/36	p/72	p/144
2.75	2.60	2.50	2.44	2.36

Verlangen Sie ‹Lindy Auditor's Fine Point› in Ihrer Papeterie

Manufactured by Lindy Pen Company Inc. U.S.A.
Agence générale: D. Schmid, Colombier NE

FREIHOFER
Buchhandlung für Medizin
Rämistrasse 37
Zürich 1
Tel. 47 92 22

Coiffeur E. Hotz
Zürich 1 Rindermarkt 19
Für Studenten
Ermässigung Haarschneiden
ausgenommen am Samstag
Dienstag den ganzen Tag geschlossen



FACIT TP-2 — die einzige Portable der Welt mit «mechanischem Gedächtnis»! Schöne Schriften. Eleganter Koffer. Erhältlich durch die «Zentralstelle der Studentenschaft» und durch die SAB.

FACIT

8021 Zürich Löwenstrasse 11 Telefon 051 27 58 14
Verkauf auch durch die Fachgeschäfte

Apotheke Oberstraß Zürich 6
F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9
Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

MIZ

Bewährte Vorbereitung für
Vordiplom und Propädeutikum
MIZ Abt. III: Spezialkurse

Für Studierende der ETH	Für Mediziner
Mathematik	Chemie
Angewandte	Physik
Mathematik	Anatomie
Vektor-Rechnung inkl.	des speziellen
Lineare Algebra und	Bewegungsapparates
Analytische Geometrie	Histopathologie
Darstellende Geometrie	

Beginn 3 Januar 1967
Frühzeitige Anmeldung vorteilhaft

Morphologisches Institut Zürich
Direktion: Hermann Holliger Josefstr 92 8005 Zürich Tel (051) 44 83 35
Nähe Hauptbahnhof und Limmatplatz Eigener Hörsaal Parkplätze

Suchen Sie einen interessanten
Nebenverdienst
der wenig Umtriebe erfordert?
Schreiben oder telephonieren Sie an:
Hans Dettwyler, eidg. dipl. Versicherungsbeamter
Forchstrasse 220, 8032 Zürich, Tel. 53 36 11

Chemie
Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom
Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

6 Menus gratis . . .
in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung. **Tellerservice** ab Fr. 2.30. **All-Inn-Menus** (inkl. Kaffee —.50 und Getränk —.50).

aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz, 92 Schritte vom Limmatquai (unterhalb der Uni).
Jeden Dienstag: **Pizza di Roma**
Jeden Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei).
Chinesische und indische Speisen.

City Service Stadelhoferstrasse 36 8001 Zürich Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche Vervielfältigungen (Wachsmatrizen, Offset, Umdruck)

Beschriften (Wissenschaftliche Texte, Fremdsprachen)

Zehntausende von Schallplatten
finden Sie im Disco-Center Jecklin und in unserem neuen Disco-Studio am Bahnhofplatz. Stöbern Sie selber ungestört in den vielen übersichtlich geordneten Grabbelkästen, oder lassen Sie sich von unseren geschulten Fachkräften beraten.

Jecklin
Disco-Center
Pfauen, Rämistrasse 42, Zürich 1
und jetzt auch am Bahnhofplatz:
Disco-Studio
Bahnhofplatz, Löwenstrasse 71

THEATER am HECHTPLATZ
Tägl. 20.30 h (ausgenom. Sonntag)
CLOWN
Dimitri
Letzte Tage!
Vorverk.: 15—19 h, Theaterk., Tel. 34 32 34
18.–22. Dezember 1966
Kurzgastspiel
Kabarett Bügelbrett, Heidelberg
mit seinem neuen Programm »Auf Gedeih und Verderb!«
Vorverkauf eröffnet

NEU:

Wir offerieren:

die erste

rotring

VARIANTSPITZE
0,1 mm nach VSM 10302
im Röhrchen-Tuschefüller

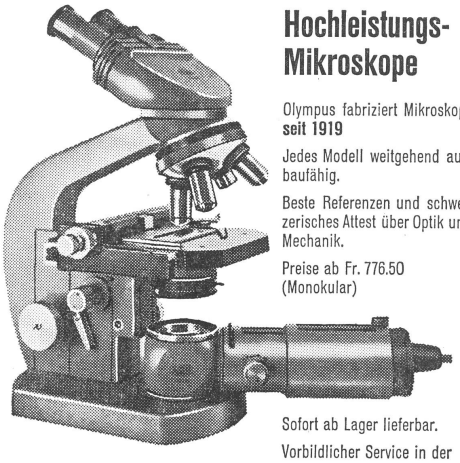
Was bisher unmöglich war – wir haben es geschafft

Mit der »rotring« 0,1 mm VARIANT bieten wir Ihnen den höchsten Grad der Feinheit im Röhrchen-Tuschefüller. Damit haben Sie im System VARIANT das vollständige Programm aller Liniendicken von 0,1 bis 1,2 mm nach VSM 10302.
Ebenso leicht und sauber wie mit unseren Tuschefüllern 0,2 bis 1,2 mm zeichnen Sie jetzt auch mit der Liniendicke 0,1 mm.
VARIANT-Zeichengeräte sind im Fachhandel einzeln oder in Sets zu 3, 4 und 8 Elementen erhältlich.
GENERALVERTRETUNG:
KAEGI AG, Hermetschloostrasse 77, 8048 Zürich, Telephon (051) 62 52 11

Vor und nach dem Kolleg
eine Erfrischung im
Café Studio
Zürich, beim Pfauen

Und für verwöhnte Ansprüche
Hotel Florida
Bar, Restaurant
Sitzungszimmer
Seefeldstrasse 63

OLYMPUS «E»



Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope **seit 1919**
Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.
Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.
Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.
Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

Als Zürichs Studenten noch Rapiere trugen

Aus alten Polizeiberichten von Alfred Cattani

Studenten verstümmeln einander

Die latente Spannung, die zwischen Studenten und Polizei während Jahrzehnten herrschte und hier nochmals zum Ausbruch kam, war entstanden aus einer langjährigen Häufung von gegenseitigen Ressentiments. Die Universität war eine Gründung der Regenerationszeit und von liberalem Geist getragen. Als nach dem Züriputsch von 1839, dessen Anlass die Berufung des als Atheist verschrienen David Friedrich Strauss als Professor an die Universität gewesen war, die liberale Regierung abtreten musste und einer konservativen Platz machte, hatte diese wenig Neigung, der Hochschule als einer Schöpfung der Parteigegner grosse Förderung angedeihen zu lassen. Gelegentlich wurde sogar ihre Schliessung erwogen. Allem, was von der Universität kam, stand die konservative Regierung misstrauisch und ablehnend gegenüber. Diese Haltung blieb nicht ohne Folgen auf die Einstellung der Polizei, die schon früher wegen nächtlicher Ruhestörungen, Widersetzlichkeit gegen die Staatsgewalt, Schlägereien und böswilliger Eigentumsbeschädigungen mit den Studenten zusammengestossen war. Im Juli 1839 protestierten einige Studenten gegen Misshandlungen, denen sie nach ihrer Verhaftung auf der Polizeiwache ausgesetzt gewesen sein sollen: »Die fürchterlichste Rache brach nun ... gegen uns wehrlose Arrestanten los ... Man schlug uns ins Gesicht, zog uns bei den Haaren. Das Wachtstübli bot ein recht lebendiges Bild einer sibirischen Grube.«

Ein paar Jahre später, im Mai 1842, wird ein betrunkener, lärmender Student an der Strehlgasse von zwei Nachtwächtern aufgegriffen. Zwei Kommilitonen eilen herbei, es kommt zu einer Schlägerei. Aus dem Gemenge bleibt der Polizeidiener Koller mit dem Studenten Kirchmeier aus Stäfa zurück. Als der Polizist versucht, Kirchmeier mit dem Stock einen Streich zu versetzen, weicht dieser aus und schlägt dem Gegner Stock und Hut herunter. Koller greift zum Säbel und sticht zu. Mit einer schweren Wunde im Schenkel verblutet Kirchmeier auf dem Platze. Der aus der Nähe herbeigerufene Arzt kann nur noch den Tod des Unglücklichen feststellen.

Der Vorfall erregt beträchtliches Aufsehen. Die liberale Presse protestiert gegen die Polizeimethoden der konservativen Regierung. Der akademische Senat beschliesst, eine Deputation zum Amtsbürgermeister zu schicken, um diesem eine Zuschrift an den Regierungsrat überreichen zu lassen. Die aufgeregte Schülerschaft wird beruhigt. Als Zeichen der Solidarität nehmen alle Dozenten an der Beerdigung Kirchmeiers in Stäfa teil. Die Zuschrift des Senates an die Regierung verlangt aufmerksame Untersuchung des Falles. Die Landjäger, welche Studenten misshandeln, sollen aus dem Dienst entlassen werden. Das Verhalten des Statthalters Freudweiler, der ein paar Tage zugewartet hat, ehe er Koller verhaftete, wird streng gerügt. Den Nachtwächtern soll in Zukunft das Tragen von Säbeln untersagt sein. Im Gebrauch der Waffen soll sich die Polizei grösste Mässigung auferlegen. Bei künftigen Arretierungen soll die Polizei die Studenten nicht auf die Wache, sondern in den Karzer der Universität abführen. Der Regierungsrat kommt in seiner Antwort dem Senat etwas entgegen. Es wird anerkannt, dass die Beschwerde gegen den Statthalter zum Teil begründet ist. Die Legitimationskarten der Studenten werden von der Polizei nunmehr berücksichtigt, so dass die Hochschüler den anwohnenden Bürgern gleichgestellt sind. Der Polizeirat erhält von der Regierung die entsprechenden Weisungen. Unter keinen Umständen soll bei der Verhaftung unnötige Gewalt gebraucht werden.

Die Regierung erkennt deutlich, welche Konsequenzen ein Eingehen auf das Verlangen des Senates gehabt hätte. In ihrer Gedankenwelt, ja auch ihrem Herkommen nach waren die Dozenten der zürcherischen Hochschule damals stark den deutschen Vorbildern verpflichtet. Die ausgedehnte Selbstverwaltung der dortigen Universitäten, die sich zum Teil auch auf eine souveräne Stellung gegenüber der Polizei erstreckte, machte die Hochschulen zu Sondergebilden innerhalb des Staatswesens. Dem demokratischen Empfinden des Schweizers blieb eine solche Privilegierung einer bestimmten Gruppe fremd. Den Studenten sollten keine Sonderrechte eingeräumt werden. Gewiss war man bereit, um ihrer Jugend willen ein Auge zuzudrücken, aber alles in seinen Grenzen.

Die Tötung von Kirchmeier vergiftete die Atmosphäre auf Jahre hinaus. Der nächtliche Unfug vermehrte sich: da wird ein Fahrzeug entwendet, dort grundlos Feueralarm geschlagen, Blechmusik schreckt urplötzlich den guten Bürger aus dem Schlaf, Strassenlaternen verlöschen nach einem gezielten Steinwurf, und Dachkennel liegen am frühen Morgen losgetrennt auf der Gasse. An einem Abend im August 1846 entwendet der Student Iten von Zug »in Begleitung eines gewissen Gottfried Keller von Glattfelden« aus dem Korridor des Gasthauses »Zur Krone« ein Sesselchen, das die beiden Schwerenöter in die Limmat werfen.

Stärker noch spitzten sich die Verhältnisse zu, als die zahlreichen deutschen Studenten in Zürich sich zu einer losen Gruppe zusammenschlossen. Die meisten Deutschen brachten ihre traditionellen Vorstellungen vom frischfröhlichen Studentenleben, verklärt durch Burschenschaftsromantik, Kneipgelage, Satisfaktion und Duell mit in die Schweiz. Schon im ersten Jahr der 1833 gegründeten Universität fand ein Duell statt. Zu Beginn der sechziger Jahre häuften sich diese Zweikämpfe, und nicht selten endete ein Duell draussen auf der Allmend, im Tiefenbrunnen oder auf dem Burghölzli mit schweren Verletzungen oder gar dem Tod des einen Partners.

Die Behörden standen vor einem Dilemma. Es gab kein Gesetz, welches das Duellieren verbot. Der akademische Senat, dessen Mitglieder sich heimlich eigener Jugendsünden erinnern mochten, trat nur unwillig gegen Duellanten auf. Inzwischen war das Eidgenössische Polytechnikum gegründet worden, dessen Leitung weniger akademisch-traditionell empfand und entschlossen war, das Duellunwesen auszurotten. Schlagende Verbindungen wurden an der Eidgenössischen Technischen Hochschule verboten, die Schüler, die sich dem Erlass nicht fügen wollten, weggewiesen. Manche liessen sich davon nicht beeindrucken und traten heimlich einer satisfaktionsgebenden Verbindung bei, die an der Universität noch weiter florierte. Der Schweizerische Schulrat als oberste Behörde des Polytechnikums und vor allem sein Präsident, der Thurgauer Ständerat Karl Kappeler, gingen streng gegen die Renitenten vor. Kappeler stellte die Studenten vor die Wahl des Austrittes aus der Schule oder aus der Verbindung. Der Schulrat fühlte sich stark, war doch bereits ein Gesetz in Vorbereitung, welches das Duellieren im Kanton Zürich verbieten sollte.

Für den Abend des 9. März 1866 beschliesst die Gesellschaft Deutscher Studierender, Schulratspräsident Kappeler ihre Missbilligung durch eine kräftige Katzenmusik zu bekunden. Anlass ist der Ausschluss eines Kommilitonen, der heimlich einer schlagenden Verbindung angehört hat, der wahre, wenn auch nicht eingestandene Grund der Protest gegen das Duellverbot. Der Fechtdegen, das Rapier, Symbol der Studentenschaft, soll von freien Männern weiter geführt werden dürfen, um ihre angegriffene Ehre zu verteidigen! Durch anonyme Briefe sind Kappeler und die Polizei über die Absichten der Studenten unterrichtet worden. Da nur zwei Jahre seit den letzten grösseren Studentenunruhen vergangen sind und befürchtet wird, dass das Pfeifkonzert in Tätlichkeiten ausarte, erhalten Stadt- und Kantonspolizei den Befehl, das Haus Kappelers zu schützen und die Katzenmusik zu verhindern. Truppweise werden die Kantonspolizisten hinaus nach Stadelhofen geschickt. Die Stadtpolizei hat sich – es ist etwa elf Uhr nachts – bereits in sichere Verstecke zurückgezogen, um die Studenten gebührend zu empfangen. Als grosser Organisator der erwarteten Schlacht waltet Professor Stocker, der Sekretär Kappelers, der den Polizisten die besten Verstecke zeigt. Sein Adjunkt Baumann unterstützt ihn nach Kräften. Die Kantonspolizisten halten sich an ihre Befehle und lehnen es ab, sich zu verstecken, sondern patrouillieren; nur eine kleine Gruppe stellt sich ebenfalls in einem Seitengässchen auf. Die Studenten nahen sich mit grossem Lärm von der Kronenhalle her. Ein Jägerhorn ertönt, ein donnerndes Hurra erschallt, und schon sind die beiden feindlichen Parteien aneinander. Beim Schein einer Stassenlaterne beginnt eine zünftige Schlägerei. Die Studenten hauen mit ihren schweren Stöcken drauflos, ein paar Polizisten ziehen die Säbel und schlagen mit der flachen Klinge drein. Unter Johlen, Pfeifen und Gebrüll wird die Studentenschar versprengt, auf dem Platze bleiben zwei Verletzte zurück. Die Ironie des Schicksals will es, dass der eine von ihnen Adjunkt Baumann ist, der sich eben noch als grosser ziviler Stratege betätigt hat, der andere ein Medizinstudent, der zufällig auf den Platz geraten ist und sich des verletzten Baumanns annehmen wollte.

Der Zwischenfall hatte ein rasches Ende gefunden und war noch glimpflich abgelaufen. Die Haupträdelsführer kamen mit einigen Bussen davon. Weniger zufrieden konnte die Polizei sein. Sie hatte sich nicht besonders heldenhaft geschlagen. Ganze 21 Mann waren von der Kantonspolizei gegen die Studenten aufgeboten worden, zwölf Soldaten und neun Rekruten, aber kein einziger Offizier. Eine eingehende interne Untersuchung hob an, in der jeder der 21 Polizisten strengen Verhören unterzogen wurde. Es stellte sich heraus, dass ein Polizeisoldat eigenmächtig Rekruten ins Versteck kommandiert hatte; drei andere zogen den Säbel, um gegen die Studenten vorzugehen. Der ganze »Scandal«, so stellte die abschliessende Untersuchung fest, ist von Adjunkt Baumann herbeigeführt und von der versteckten Polizeimannschaft vergrös-

sert worden. Bei keinem Polizisten ist aber eine erhebliche Verletzung festzustellen gewesen, was zu der Annahme berechtigt, dass der Widerstand der Polytechniker zwar beharrlich, aber nicht so gefährlich gewesen ist, dass einzelne Polizeisoldaten hätten zu den Waffen greifen müssen.

Für die Kantonspolizei blieb dieser Tag eine Lehre, und er scheint nicht ohne Einfluss auf die zurückhaltende Einstellung gegenüber der Studentenschaft geblieben zu sein, die bei künftigen Gelegenheiten mehr und mehr hervortrat. Eine Reihe weiterer Ereignisse verminderte die Spannungen. Im April 1866 verabschiedete der Kantonsrat das Duellgesetz, wodurch jeder Diskussion in dieser Frage die Spitze gebrochen wurde.

Fortsetzung von Seite 15

Beattexte: knallige Buntheit

die ganze Generation: Hier darf man die Gesetze brechen, an denen man selber zerbrochen ist. Immer wieder taucht dieses »Hideaway« auf.

Nicht nur der Traum, auch die Phantasie öffnet sich als weites Feld nach der Kapitulation vor den »facts«, vor der »world«:

Vergnügen im Nonsense

Wortwitz, Ironie, Skurrilität, Nonsense, Selbstverulkung findet sich auf Schritt und Tritt: Die Beatles begannen bereits damit, dass sie sich als »Käfer« dem Publikum vorstellten. Dave, Dee, Dozy, Beaty, Mick and Tich onomatopoetisieren ihren Beatrhythmus, und Herman's Hermits verballhornen die Einsamkeit.

Mit munterem Nonsense wird verlorene Liebe bequatscht:

no milk today
my love has gone away
(Herman's Hermits)

Perfekter Unsinn ist auch der Paperback writer von den Beatles:

In der hübschen Idee, dass ein Taschenbuchschreiber sein Opus über einen Taschenbuchschreiber dem Publikum (dear Sir or madam) wie ein Hausierer aufschwatzen will, steckt nebenbei ein hübscher Schuss Literaturkritik.

Paperback writer

Dear Sir or madam will you read my book it took me years to write
Will you take a look based on a novel by a man named Lear
And I need a job
So I want to be a paperback writer, paperback writer.
It's a dirty story of a dirty man and his clinging wife
Doesn't understand his son is working for the Daily Mail
It's a steady job,
But he want's to be a paperback writer, paperback writer.
It's a thousand pages give or take a few I'll be writing more
In a week or two I can make it longer if you like the style I can change it round,
And I want to be a paperback writer, paperback writer.
If you really like it, you can have the rights it could make a million
For you overnight if you must return it you can send it here
But I need a break
And I want to be a paperback writer, paperback writer.
Paperback writer, paperback writer.

Im Yellow submarine von den Beatles endlich findet sich so ziemlich alles, was typisch für eine Richtung des Beat ist: Ein gelbes Unterseeboot auf dem Weg zur Sonne, unvorstellbar und phantastisch, Spielzeug oder Zeichenprodukt aus dem Mickymausheftchen, beherbergt eine glückliche Gemeinschaft. Die ungebrochenen Farben malen eine Trickfilmlandschaft.

In the town where I was born
lived a man who sailed to sea
and he told us of his life
In the land of submarines
so we sailed on to the sun
till we found a sea of green
and we lived beneath the waves
in our yellow submarine
we all live in a yellow submarine ...
and our friends are all aboard
many more of them live next door
and the band begins to play
we all live in a yellow submarine ...
we all live a life of ease
everyone of us has all we need
sky of blue and sea of green
in our yellow submarine
we all live in a yellow submarine ...

Rauschgift

I can't control myself singen die Troggs. Mittel, sich zu vergessen ist Rauschgift. Doch sind die von der Zensur tolerierten entsprechenden Texte meist derart flach und unverbindlich, dass wohl das Rauschgifterlebnis kaum wirklich dahinter steht. Phil May und Dick Taylor schreiben:

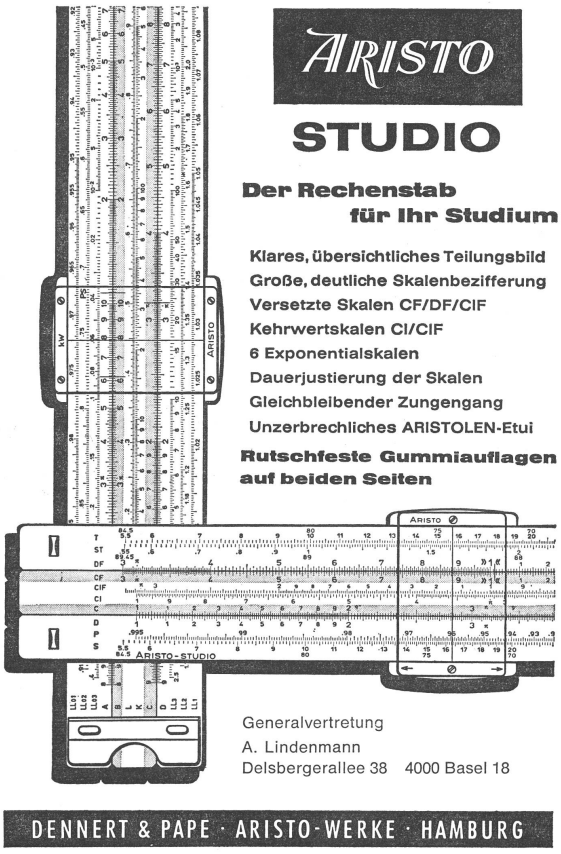
Evr'ybody's talking
'bout my LSD
I say, talk is easy, money's never free
LSD, LSD
Yes I need LSD

Der Song durfte übrigens nur gespielt werden, weil man der Zensur vorschwatzte, LSD meine die Abkürzungen der britischen Währung ...

Geld oder Gift, das ist hier die Frage.

»Die Prosa der Fakten wird in die Poesie der Werte umgesetzt«, sagt Wolfgang Maier zum Thema Trivialliteratur. Gilt das auch für den Beattext?

Die Texte wurden freundlicherweise aus dem Archiv der Zeitschrift Pop Art zur Verfügung gestellt.



FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP

Überlebte Parteien

In den Adern der Parteien riesle nur noch der Kalk. Sie seien unfähig, neue Ideen ins politische Leben zu tragen und beschränken sich auf die Vertretung der Interessen ihrer Mitglieder . . .

Die Vorwürfe sind nicht neu. Sie wurden schon vor gut dreissig Jahren von den damals aus dem Boden schiessenden »Bewegungen« — im Gegensatz zu den Parteien entstanden — erhoben, von denen einzig der Landesring die Zeit des Zweiten Weltkrieges überdauert hat.

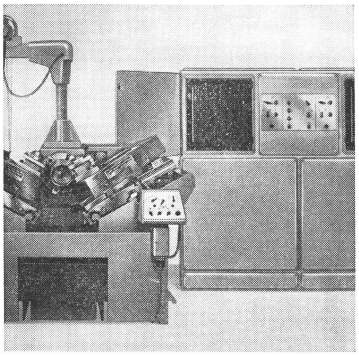
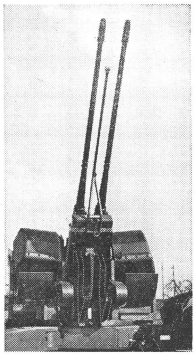
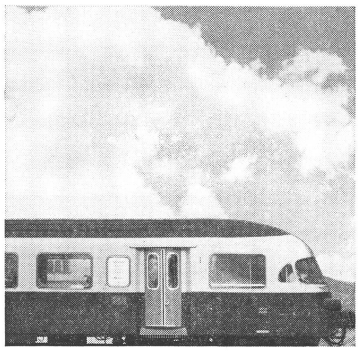
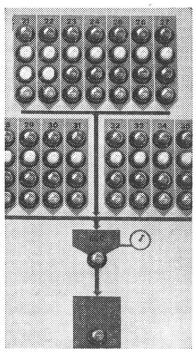
Wir möchten den Sinn der Parteien an einem kleinen Beispiel illustrieren, das deshalb unverdächtig ist, weil es nicht von einem Erfolg berichten kann. Als es zu versuchen galt, die Vorlage des Regierungsrates betreffend die Einführung des Frauenstimmrechtes über die Durststrecke der Abstimmung zu bringen, bildete sich ein Arbeitsausschuss — aus Vertretern der Parteien. Sie kamen alle Wochen zur Arbeit zusammen: Ein freisinniger als Präsident, ein Sozialdemokrat als Chef der Propaganda, ein Demokrat als Pressechef, ein Parteiloser als Chef der Finanzen und ein Freisinniger als Geschäftsleiter mit dem freisinnigen Parteisekretariat als Geschäftsstelle. Wer hätte die Arbeit sonst übernommen?

Die Arbeit geschah hinter den Kulissen. Politische Erfolge waren keine zu ernten. Aber diese Parteienvertreter hielten es für ihre Pflicht, bei der Durchsetzung eines Postulates der Gerechtigkeit mitzuarbeiten — auch ohne politische Honorierung. Und sie fühlen sich so lange mit ihren Parteien nicht als überlebt, als die Vertreter der sogenannten Bewegung des Landesrings zwar sehr freigiebig zum Thema Interviews erteilten (die Publizität und damit ein Resultat bringen), aber bei der Arbeit (hinter den Kulissen) für das von ihnen doch nach aussen mit Feuer vertretene Postulat des Frauenstimmrechtes ganz merkwürdigerweise fehlten . . .

Darum bitten wir Sie: Schimpfen Sie nicht gegen die Parteien. Helfen Sie vielmehr mit, dass die Parteien sich nicht überleben und dass sie auf der Höhe der Zeit bleiben, indem Sie bei einer Partei aktiv mitmachen. Die Parteien brauchen Sie und Ihre Ideen.

FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH

OERLIKON

Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon Bührle & Co. Zürich-Oerlikon/Schweiz

Telefon 051/46 36 10

Werkzeugmaschinen für die Metallbearbeitung

Druckluft-Bremsen für Eisenbahnfahrzeuge

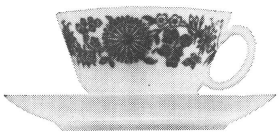
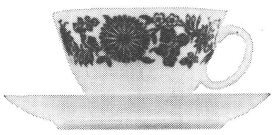
Infanterie- und Fliegerabwehrgeschütze 5 u. 8 cm Pulverraketen

Kommandopulte zur Steuerung von Mischprozessen und Fabrikationsvorgängen

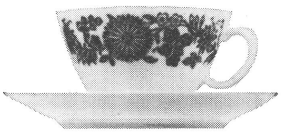
106

Wieviel Zeit

steht Ihnen zur Verfügung, um eine

Zeitung zu lesen?



Manchmal recht viel . . . Eine Zeitung sollte Ihnen dann genügend interessanten Lesestoff bieten, wenn Sie gemütlich zu Hause sitzen und Zeit zum Lesen haben. Das tut der Tages-Anzeiger. Sein redaktioneller Inhalt ist ausserordentlich vielseitig und reichhaltig.

. . . manchmal weniger Eine Zeitung sollte Sie auch kurz und übersichtlich orientieren, wenn Ihnen nur wenige Minuten zur Verfügung stehen. Darum haben wir den Tages-Anzeiger klar gegliedert. So finden Sie z. B. Ausland-Nachrichten, Inland-Berichte oder Sportmeldungen immer auf den gleichen Seiten. Die wichtigsten Ereignisse sind zudem mit einem fettgedruckten Text kurz zusammengefasst. Das hilft, sich in wenigen Minuten über das Wesentliche zu informieren.

Gutschein

☐ Ich wünsche den Tages-Anzeiger unverbindlich während 14 Tagen gratis ins Haus geliefert.

☐ Ich wünsche den Tages-Anzeiger bereits fest zu abonnieren, bei vorgängiger Gratislieferung während 14 Tagen.

1 Monat	¼ Jahr	½ Jahr	1 Jahr
Fr. 3.90	Fr. 11.70	Fr. 23.40	Fr. 46.80

☐ Zutreffendes bitte ankreuzen

Name: Vorname:

Strasse: Postleitzahl und Ort:

Unterschrift: Wohnen Sie im engeren Ortsrayon? Ja Nein

Bitte senden Sie diesen Gutschein in offenem Briefumschlag mit 5 Rp. frankiert an Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich.

Tages-Anzeiger Überparteiliche schweizerische Tageszeitung